

TERRA
SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

ISAAC ASIMOV

Landung ohne Wiederkehr

14 der besten Stories des weltberühmten
Science-Fiction-Autors

PABEL



Isaac Asimov x 14

Isaac Asimovs SF-Romane, SF-Erzählungen und populärwissenschaftlichen Werke haben längst Weltruhm. Besonders gilt dies jedoch für seine Kurzgeschichten, die immer wieder neu anthologisiert werden.

Wir präsentieren hier aus der Sammlung mit dem Originaltitel BUY JUPITER Erzählungen, die der Autor in den Jahren 1957 bis 1973 verfaßt und eigens für diese Kollektion zusammengestellt hat.

Die Story von der Larve –
die Story von den dummen Eseln –
die Jupiter-Story –
die Story vom Denkmal –
die Story vom großen Regen –
die Story von den Gründervätern –
die Story vom Exil in der Hölle –
die Multivac-Story –
die Story vom geeigneten Studium –
die Story aus dem Jahr 2430 –
die Story vom Aktivposten –
die Story vom rettenden Gedanken –
die Story vom endochrinischen Effekt –
und die Story von der Lichtpoesie.

Der 1. Teil dieser Sammlung erschien kürzlich als Band 289 unter dem Titel DAS ENDE DER DINOSAURIER in der Reihe der TERRA-Taschenbücher.

TTB 291

ISAAC ASIMOV

**Landung
ohne
Wiederkehr**

ERICH PABEL VERLAG KG · RASTATT/BADEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

Titel des Originals:
BUY JUPITER AND OTHER STORIES – 2. Teil
Aus dem Amerikanischen
von Walter Brumm

TERRA-Taschenbuch erscheint vierwöchentlich
im Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt
Copyright © 1975 by Isaac Asimov
Deutscher Erstdruck
Redaktion: G. M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Verkaufspreis incl. gesetzl. MwSt.
Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen
und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet
werden; der Wiederverkauf ist verboten.
Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:
Waldbaur-Vertrieb, Franz-Josef-Straße 21, A-5020 Salzburg
NACHDRUCKDIENST:
Edith Wöhlbier, Burchardstr. 11, 2000 Hamburg 1,
Telefon 0 40 33 98 16 29, Telex: 02 161 024
Printed in Germany
August 1977

INHALT

Vorwort	6
Die Larve (DOES A BEE CARE?)	8
Dumme Esel (SILLY ASSES)	18
Kaufen Sie Jupiter (BUY JUPITER)	25
Ein Denkmal für Vater (A STATUE FOR FATHER)	33
Hilfe, es regnet (RAIN, RAIN, GO AWAY)	47
Landung ohne Wiederkehr (FOUNDING FATHER)	61
Verbannungsort Hölle (EXILE TO HELL)	73
Die Schwachstelle (KEY ITEM)	81
Das geeignete Studium (THE PROPER STUDY)	87
2430 n. Chr. (2430 A. D.)	100
Der größte Aktivposten (THE GREATEST ASSET)	113
Der rettende Gedanke (TAKE A MATCH)	126
Der endochronische Effekt (THIOTIMOLINE TO THE STARS)	154
Lichtpoesie (LIGHT VERSE)	167

Vorwort

Wenn Mitte der fünfziger Jahre eine der weniger erfolgreichen Zeitschriften eine Kurzgeschichte von mir wollte, pflegte ich für eine eigens zu diesem Anlaß geschriebene Arbeit die gleichen Honorare zu verlangen, die »Astounding« und »Galaxy« bezahlten. Sie gingen darauf ein, zuversichtlich, daß eine Geschichte wirklich eigens für sie geschrieben sein müsse und nicht zuunterst aus der Schublade gezogen worden sei, wenn ich es sagte. (Es gibt Zeiten, da einem der Ruf, für einen Gauner zu dumm zu sein, zustatten kommt.)

Die Folge davon ist natürlich, daß es mir im Falle der Ablehnung einer Geschichte durch den Herausgeber A obliegt, diesen Sachverhalt dem Herausgeber B mitzuteilen, wenn ich sie erneut anbiete. Natürlich muß die Zurückweisung einer Erzählung mit meinem Namen Gedanken wie »Na, das muß aber ein faules Ei sein!« auslösen, und selbst wenn der zweite Herausgeber die Geschichte nimmt, braucht er sich nicht aufgerufen zu fühlen, mir mehr als sein Durchschnittshonorar zu bezahlen.

DOES A BEE CARE? wurde im Oktober 1956 geschrieben, nachdem ich mit Robert P. Mills von »Fantasy and Science Fiction«, der die Betreuung einer neuen Zeitschrift namens »Venture Science Fiction« übernommen hatte, darüber gesprochen hatte.

Ich nehme an, die Ausführung wurde den Erwartungen nicht gerecht, denn Mills lehnte die Geschichte ab, und sie wurde für unwürdig befunden, in »Venture« oder »F & SF« zu erscheinen. Also

reichte ich sie an die in einem anderen Verlag erscheinende Zeitschrift »Worlds of Science Fiction« weiter, nicht ohne die Ablehnung zu erwähnen, und bekam weniger als ein Spitzenhonorar dafür. Sie erschien in der Juniausgabe 1957.

Der traurige Teil ist, daß ich nie beurteilen kann, was bei einer Geschichte den Unterschied zwischen Annahme und Ablehnung ausmacht, und welcher Herausgeber recht hat, der ablehnende oder der annehmende. Das ist der Grund, warum ich kein Herausgeber bin und niemals einer werden will.

Aber Sie können sich selbst ein Urteil bilden.

Die Larve

Zuerst war es nur ein Metallskelett. Nach und nach wurde es mit einer glänzenden Haut überzogen, während das Innere mit seltsam geformten Eingeweiden vollgestopft wurde.

Von allen (bis auf einen), die mit dem Bau zu tun hatten, leistete Thornton Hammer am wenigsten körperliche Arbeit. Vielleicht genoß er darum das höchste Ansehen. Er handhabte die mathematischen Symbole, nach denen die Zeichnungen entstanden, welche die Grundlage für das Zusammenfügen des komplizierten metallischen Organismus der Raumkapsel waren.

Hammer beobachtete mit düsterer Miene den Fortgang der Arbeit. In den Gläsern seiner Brille spiegelte sich das grelle Bläulichweiß der Schweißgeräte. Neben ihm stand Theodore Lengyel, Rationalisierungsbeauftragter des Konzerns, der das Projekt ausführte, und sagte, während er auf eine Gestalt wies:

»Da ist er. Das ist der Mann.«

Hammer spähte in die angegebene Richtung. »Sie meinen Kane?«

»Den Kerl im grünen Overall, der einen Schraubenschlüssel in der Hand hält.«

»Das ist Kane. Was haben Sie gegen ihn?«

»Ich möchte wissen, was er macht. Der Mann ist ein Idiot.«

Hammer wandte sich zur Seite und musterte den anderen mit zusammengezogenen Brauen. Jeder Zoll seiner hageren Gestalt drückte Ablehnung und Mißtrauen aus. »Haben Sie ihn belästigt?«

»Was denn, ihn belästigt?« Lengyel machte ein Gesicht, als habe er Hammer nicht richtig verstanden. »Ich habe mit ihm geredet. Es gehört zu meinen Aufgaben, mit den Leuten zu reden, ihre Ansichten kennenzulernen und zuzuhören, wenn sie Verbesserungsvorschläge vortragen. Es gibt den Mitarbeitern das Gefühl, respektiert zu werden, und hebt die Arbeitsmoral.«

»Und was hat Kane getan?«

»Er ist unverschämt. Ich fragte ihn nach seinen Aufgaben und welcher Arbeitsgruppe er zugeteilt ist. Statt zu antworten, kehrte er mir einfach den Rücken zu und ließ mich stehen. Ich rief ihn zurück und fragte, was das zu bedeuten habe, wohin er wolle? Und er sagte: ›Dieses Gerede geht mir auf die Nerven. Ich gehe lieber hinaus und schaue mir die Sterne an.««

Hammer nickte. »Ja, das kenne ich. Kane schaut sich gern die Sterne an.«

»Es war heller Tag. Der Mann ist schwachsinnig; er hat hier nichts verloren. Seitdem beobachte ich ihn jeden Tag und habe festgestellt, daß er überhaupt nichts tut.«

»Das weiß ich«, sagte Hammer nach kurzem Zögern.

»Warum behalten Sie ihn dann hier?«

»Weil ich es so will!« sagte Hammer mit jähher, angespannter Wildheit. »Weil er mir Glück bringt.«

»Glück? Ihnen?« sagte Lengyel verdutzt. »Was, zum Teufel, soll das heißen?«

»Es heißt, daß ich besser denken kann, wenn er in der Nähe ist. Wenn er mit seinem verdammten Schraubenschlüssel vorbeikommt, habe ich Ideen. Es

ist schon dreimal passiert. Ich versuche nicht, es zu erklären. Es ist, wie ich gesagt habe, und er muß bleiben.«

»Sie machen Witze, Hammer!«

»Nein, es ist mein voller Ernst. Lassen Sie mich jetzt allein.«

Kane stand in seinem grünen Overall da und hielt den Schraubenschlüssel. Undeutlich war ihm bewußt, daß die Raumsonde beinahe fertig war. Sie war nicht für bemannte Raumflüge gedacht, aber an Bord war Platz für eine Person. Er wußte das, wie er so manches wußte, das für ihn von Bedeutung war. Zum Beispiel, wie er den meisten Menschen die meiste Zeit aus dem Weg gehen konnte; oder wie er einen Schraubenschlüssel bei sich zu tragen hatte, bis die Menschen sich daran gewöhnten und es nicht mehr bemerkten. Schutzfärbung bestand aus vielen kleinen Dingen – wie dem Tragen des Schraubenschlüssels.

Er hatte Triebe, die er nur unvollkommen verstand und zu denen das Hinaufschauen zu den Sternen gehörte. Anfangs – das war viele Jahre her – hatte er es nur mit einem unbestimmten, sehnsüchtigen Schmerz getan, aber im Laufe der Zeit hatte seine Aufmerksamkeit sich auf eine bestimmte Himmelsregion konzentriert, dann sogar auf einen genau bestimmbar Punkt. Er wußte nicht, warum es gerade diese Stelle war. Sterne gab es dort keine. Es gab überhaupt nichts zu sehen.

Im späten Frühling und während der Sommermonate war die Stelle hoch im Nachthimmel, und gelegentlich verbrachte der Mann viele Stunden mit ihrer Beobachtung, bis sie gegen Tagesanbruch zum süd-

westlichen Horizont hinabsank. Zu anderen Jahreszeiten pflegte er tagsüber zu der Stelle hinaufzusteigen.

In Verbindung mit ihr gab es einen Gedanken, der sich ihm nicht völlig erschloß. Dieser Gedanke war stärker geworden und näher an die Oberfläche gekommen, als die Jahre vergingen, und jetzt schien er mit Macht zum Ausdruck zu drängen. Aber er war ihm noch immer nicht ganz klar geworden.

Kane wurde unruhig und näherte sich der Raumsonde. Sie war beinahe fertig. Nur wenig blieb noch zu tun.

Ein röhrenartiger Einstieg, durch den ein Monteur mit einiger Mühe ins Innere der Raumsonde kriechen konnte, lag offen zugänglich vor ihm. Morgen würde diese Röhre mit den letzten Meßinstrumenten und Geräten angefüllt, und bevor das geschah, mußte auch der enge Hohlraum im Mittelpunkt des Sondenkörpers gefüllt werden. Aber nicht mit etwas, woran diese Leute dachten ...

Kane ging näher heran, und niemand beachtete ihn. Man hatte sich an ihn gewöhnt.

Die Raumsonde war von einem Gerüst umgeben, das in halber Höhe einen Laufgang für Monteure und Mechaniker trug, die am oberen Teil des Sondenkörpers arbeiteten. Dort mußte er hinauf, um die Einstiegsöffnung zu erreichen. Er erstieg die Leiter und bewegte sich den Laufgang entlang. Im Moment war niemand in der Nähe ...

Irrtum. Ein Mann.

Der andere sagte mit scharfer Stimme: »Was willst du hier?«

Kane richtete sich auf, und sein ungewisser Blick

traf den Sprecher. Er hob den Schraubenschlüssel und schlug ihn dem anderen ohne große Kraftanstrengung über den Kopf. Der Getroffene, der keinen Versuch unternommen hatte, den Schlag abzuwehren, brach zusammen und blieb auf dem verzinkten Profilblech des Laufgangs liegen.

Kane bewegte sich weiter, ohne den Mann eines weiteren Blickes zu würdigen. Er wußte, daß der andere nicht lange besinnungslos bleiben würde, aber doch lang genug, daß Kane sich ungesehen in die Röhrenöffnung zwängen konnte. Wenn der Mann wieder zu sich käme, würde er sich an nichts erinnern, weder an Kane noch an die Tatsache seiner eigenen Bewußtlosigkeit. Aus seinem Leben wären fünf Minuten herausgenommen, die er niemals finden und nie vermissen würde.

Im Innern der Sonde war es dunkel, und natürlich gab es keine Belüftung, aber Kane kümmerte sich nicht darum. Mit der Sicherheit des Instinkts zog er sich durch die enge Röhre zu dem winzigen Raum, der ihn aufnehmen sollte. Dort angelangt, blieb er mit angezogenen Knien keuchend liegen. Er paßte genau in die Höhlung.

In zwei Stunden würden sie die letzten Teile einschieben, die Röhrenöffnung verschließen und Kane in der Raumsonde zurücklassen, ohne es zu wissen. Er befürchtete nicht, daß man ihn vorzeitig entdecken könnte. Keiner der am Projekt Beteiligten ahnte von dieser Aushöhlung im Mittelpunkt des Sondenkörpers. Im Entwurf war sie nicht vorgesehen, und die Monteure und Konstrukteure waren sich nicht bewußt, sie freigehalten zu haben.

Dafür hatte Kane ganz allein gesorgt.

Er wußte nicht, wie, aber er wußte, daß er es bewerkstelligt hatte.

Er konnte seinen eigenen Einfluß beobachten, ohne zu wissen, wie er ausgeübt wurde. Da war zum Beispiel dieser Hammer, der Leiter des Projekts und am deutlichsten beeinflusbar war. Von all den nur unklar wahrgenommenen Gestalten im Umkreis von Kane war Hammer die ausgeprägteste Erscheinung. Manchmal, wenn er auf seinen langsamen und ziellosen Wanderungen durch Hallen und Werksgelände in Hammers Nähe vorbeiging, war er sich des Mannes sehr intensiv bewußt. An ihm vorbeigehen – mehr war nicht nötig.

Kane erinnerte sich, daß es auch früher schon so gewesen war, besonders bei Theoretikern. Als Lise Meitner beschlossen hatte, unter den Produkten des Neutronenbeschusses von Uran nach Barium zu suchen, war Kane in der Nähe gewesen, ein unbeachteter Durchwanderer eines nahen Korridors.

Im Jahre 1904 hatte er in einem Park Blätter und Abfälle aufgesammelt, als der junge Einstein grübelnd vorübergeschritten war. Unter dem Eindruck einer plötzlichen Erleuchtung hatten sich Einsteins Schritte beschleunigt. Kane hatte es selbst wie einen elektrischen Schlag empfunden.

Aber er wußte nicht, wie es geschah. Weiß eine Spinne etwas über Architektur, wenn sie ihr erstes Netz zu bauen beginnt?

Es ging weiter zurück. An den Tag, als der junge Newton den Mond beobachtet hatte, gefesselt von einer eben aufdämmernden neuen Idee, war Kane dagewesen. Und noch früher.

Menschliche Ameisen eilten geschäftig um die Ab-

schußrampe mit dem hochragenden, langgestreckten Projektil, dessen Spitze die Raumsonde trug. Diese Mission sollte alle vorausgegangenen übertreffen. Die Raumsonde sollte in die Tiefe des Sonnensystems vordringen, den Nachbarplaneten umkreisen und in elliptischer Bahn zurückkehren. Sie würde den Planeten fotografieren, Temperaturen und chemische Beschaffenheit von Atmosphäre und Oberfläche messen und untersuchen und automatisch nahezu alles das erledigen, was von einem bemannten Raumfahrzeug erwartet werden konnte. Damit würde die Raumsonde die Voraussetzungen für einen späteren bemannten Raumflug zum Nachbarplaneten schaffen.

Doch in einer Weise war schon diese erste Mission ein bemannter Raumflug.

Zum Start erschienen Vertreter der Regierung, der Industrie sowie führende Persönlichkeiten aus Gesellschaft und Wirtschaft. Es gab eine Fernsehübertragung, und zahlreiche Zeitungen hatten Berichterstatte entsandt.

Wer nicht selbst dabei sein konnte, beobachtete den Start zu Haus auf dem Bildschirm und hörte die monoton abwärts gezählten Nummern, deren Rezitation in nur drei Dekaden zum traditionellen Brauch geworden war.

Bei Null wurden die Motoren gezündet, und das Riesenprojektil erhob sich schwerfällig aus einer Glutwolke.

Kane hörte das dumpfe Brüllen der ausströmenden Gase wie aus der Ferne, und bald fühlte er den wachsenden Druck der Beschleunigung.

Er löste sein Bewußtsein vom Körper, hob es

gleichsam aus ihm heraus, um von Schmerz und Unbequemlichkeit frei zu sein.

In einer etwas unklaren Weise war ihm bewußt, daß seine lange Reise sich dem Ende näherte. Es war nicht länger notwendig, vorsichtig zu taktieren, damit den Menschen verborgen bliebe, daß er unsterblich war. Er brauchte nicht mehr von einem Ort zum anderen zu ziehen, Namen und Persönlichkeit zu ändern und das Bewußtsein von Menschen zu manipulieren.

Natürlich war es nicht vollkommen gewesen. Die Mythen von Ahasver, dem ruhelos umherziehenden Juden, und dem fliegenden Holländer waren entstanden, aber er war noch immer da. Er hatte sich allen mißtrauischen Nachstellungen entziehen können.

Er konnte seine Stelle am Himmel sehen. Durch das Material der Raumsonde konnte er sie sehen.

Vieles von dem, was er wußte, konnte er nicht erklären, aber im Verlauf der Jahrhunderte hatte er es allmählich so gut kennengelernt, daß es keiner Begründung mehr bedurfte.

Er hatte als Ei angefangen (oder als etwas, wofür »Ei« die annäherndste Bezeichnung war, die er kannte), auf die Erde abgelegt, ehe die unsterblich umherziehenden, jagenden Lebewesen, die sich später »Menschen« nannten, ihre ersten Dauersiedlungen errichtet hatten. Sein Vorfahr hatte die Erde sorgfältig ausgewählt. Nicht jede Welt war geeignet.

Aber welche Welt war geeignet? Welches war das Kriterium? Das wußte er noch immer nicht.

Studiert eine Schlupfwespe Entomologie, bevor sie die bestimmte Raupenart sucht, in welche sie ihr Ei ablegen kann?

Das Ei entließ ihn, und er nahm Menschengestalt an, lebte unter Menschen und schützte sich gegen sie. Und sein Ziel bestand darin, die Menschen auf einen Weg zu führen, der mit einem Raumfahrzeug und ihm selbst darin enden würde.

Es hatte ihn achttausend Jahre geduldiger Bemühungen gekostet.

Als die Raumsonde die Erdatmosphäre verließ, wurde die Stelle im Himmel besser erkennbar. Das war der Schlüssel, der seinen Verstand öffnete, das fehlende Stück zur Vervollständigung des Puzzlespiels.

Sterne winkten dort, dem unbewaffneten Auge unsichtbar. Einer strahlte besonders hell, und Kane fühlte sich wie durch Magie von ihm angezogen. Der Begriff, der so lange Zeit in ihm geschlummert und allmählich mehr und mehr zum Ausdruck gedrängt hatte, brach jetzt hervor.

»Heimat«, wisperte er.

Wußte er es? Befaßt sich ein Lachs mit Kartographie, um die Oberläufe der kleinen Flüsse und Bäche zu finden, wo er vor Jahren geboren wurde?

Der langsame Reifeprozess, der achttausend Jahre gedauert hatte, war endlich in seine letzte Phase eingetreten, und Kane ließ das Larvenstadium hinter sich und war erwachsen.

Der erwachsene Kane floh das menschliche Fleisch, das die Larve geschützt hatte, und floh auch die Raumsonde. Er eilte mit unvorstellbarer Geschwindigkeit heimwärts, von wo vielleicht auch er eines Tages zu Wanderungen durch den Raum aufbrechen würde, um eine Welt mit seinem Ei zu befruchten.

Er eilte dahin, ohne einen Gedanken an das lang-

same Raumfahrzeug zu verschwenden, das eine leere Puppe trug. Keinen Augenblick kam ihm in den Sinn, daß er eine ganze Welt zu Technologie und Raumfahrt getrieben hatte, nur damit das Ding, das Kane gewesen war, reifen und seine Bestimmung erreichen konnte.

Was kümmert es die Biene, was aus einer Blume wird, wenn sie weiterfliegt?

*

Die Erzählung erinnert mich an die vielen Herausgeber, mit denen ich zu tun hatte, und an die Art und Weise, wie ich manche von ihnen aus den Augen verlor. Eine Zeitlang sah ich sie häufig und fühlte mich ihnen freundschaftlich verbunden. Dann verließen sie aus diesem oder jenem Grund ihre Positionen und verloren sich aus meinem Gesichtskreis. So habe ich zum Beispiel Horace Gold seit vielen Jahre nicht gesehen – und genauso verhält es sich mit James L. Quinn, der DOES A BEE CARE? und ein paar andere Kurzgeschichten von mir kaufte.

Ich entsinne mich, daß er eine südliche Dialektfärbung hatte und ein überaus angenehmer Mensch war – aber ich weiß nicht, wo er ist und ob er noch lebt.

Über die nächste Erzählung, SILLY ASSES, möchte ich nur sehr wenig sagen, sonst wird der Kommentar länger, als die Geschichte selbst. Ich schrieb sie am 29. Juli 1957, und sie wurde von zwei Zeitschriften abgelehnt, ehe Bob Lowndes so freundlich war, ihr ein Heim zu geben. Sie erschien in der Februarausgabe 1958 von »Future«.

Dumme Esel

Naron von der langlebigen Rasse derer, die das System Rigel bewohnen, war der vierte seines Stammes, der das galaktische Archiv führte.

Er hatte das große Buch, das die Liste der zahlreichen Rassen enthielt, die es in der Galaxis zu Intelligenz gebracht hatten, und das viel kleinere Buch, worin jene Rassen verzeichnet waren, die einen Grad von Reife erreicht hatten, der sie für die Mitgliedschaft in der Galaktischen Föderation qualifizierte. Im ersten Buch war eine Anzahl der aufgeführten Namen durchgestrichen. Es waren jene, die aus diesem oder jenem Grund versagt hatten. Unglückliche Umstände, biochemische oder biophysikalische Unzulänglichkeiten, schlechte soziale Anpassung – alles das verlangte seinen Zoll. In dem kleineren Buch hingegen war noch keine der aufgeführten Rassen gelöscht worden.

Und nun blickte Naron, groß und unvorstellbar alt, bedächtig auf, als ein Bote sich ihm näherte.

»Erhabener!« sagte der Bote und verneigte sich tief.

»Ja, ja, schon gut, was gibt es? Weniger Umstände.«

»Eine weitere Gruppe von Organismen hat die Reife erlangt.«

»Ausgezeichnet. Ausgezeichnet. Es kommt jetzt immer häufiger vor. Kaum ein Jahr vergeht, ohne daß eine neue Lebensform die Schwelle zur Reife überschreitet. Und wer sind diese?«

Der Bote gab ihm die Koordinaten und die Kodenummer der betreffenden Welt.

»Ach ja«, sagte Naron. »Ich kenne sie.« Und er

machte eine Eintragung in das erste Buch, worauf er den Namen mit flüssiger Handschrift in das zweite Buch eintrug. Wie es der Brauch war, schrieb er auch den Namen hinein, unter dem die Welt bei ihren eigenen Bewohnern bekannt war: Erde.

»Diese neuen Lebewesen haben einen Rekord aufgestellt«, sagte er. »Keine andere Gruppe ist so rasch von der Intelligenz zur Reife gelangt. Kein Irrtum, will ich hoffen?«

»Kein Irrtum, Erhabener«, erwiderte der Bote.

»Sie haben den Zugang zur thermonuklearen Energie gefunden, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Nun, das ist die Bedingung, die erfüllt sein muß«, meinte Naron und schmunzelte ein wenig. »Und bald werden ihre Schiffe kommen, um mit der Föderation Verbindung aufzunehmen.«

»Diese Hoffnung ist vielleicht ein wenig verfrüht, Erhabener«, sagte der Bote zögernd. »Die Beobachter melden, daß jene noch nicht in den Raum vorgedrungen sind.«

Naron war verblüfft. »Ist das wahr? Sie haben nicht einmal eine Raumstation?«

»Noch nicht, Erhabener.«

»Aber wenn sie über thermonukleare Energie verfügen, wo führen sie dann ihre Versuche und Explosionen durch?«

»Auf ihrem eigenen Planeten, Erhabener.«

Naron richtete sich zu seiner vollen Höhe von stattlichen sieben Metern auf und donnerte: »Auf ihrem eigenen Planeten?«

»Ja, Erhabener.«

Naron ergriff den Stift und strich die letzte Eintra-

gung im kleineren Buch mit einer kräftigen Linie durch. Es war ein beispielloser Akt, aber Naron schreckte nicht davor zurück, denn er war weise und konnte das Unausweichliche genauso deutlich sehen wie jeder andere in der Galaxis.

»Dumme Esel«, murmelte er.

*

Das ist, so fürchte ich, eine weitere Geschichte mit einer Moral. Aber die nukleare Gefahr war weiter angewachsen, als sowohl die Vereinigten Staaten wie auch die Sowjetunion die Wasserstoffbombe entwickelten, und ich war wieder verbittert. Als das Jahr 1957 zu Ende ging, kam ich an einen weiteren Wendepunkt in meinem Leben. Das trug sich folgendermaßen zu:

Als Walker, Boyd und ich unser Lehrbuch verfaßten, schrieben wir alle während unserer regulären Arbeitszeit in der Fakultät, obgleich eine Menge für die Abende und Wochenenden zu tun blieb. Es war ein gelehrtes Werk, und wir betrachteten es als einen selbstverständlichen Teil unserer wissenschaftlichen Arbeit.

Als ich THE CHEMICALS OF LIFE schrieb, war ich gleichfalls überzeugt, daß es ein gelehrtes Werk sei und schrieb während der Arbeitszeit daran, ohne irgendwelche Gewissensbisse zu verspüren. Ich schrieb während meiner Arbeitszeit in der Universität auch an anderen Büchern dieser Art. (Ich muß an dieser Stelle wieder betonen, daß ich mich während der Arbeitszeit grundsätzlich nicht mit Science Fiction beschäftigte.) Bis Ende 1957 hatte ich auf diese Weise

sieben Sachbücher für das breite Publikum geschrieben.

Unterdessen aber waren James Faulkner, der verständnisvolle Dekan, und Burnham S. Walker, der ebenso verständnisvolle Abteilungsleiter, von ihren Ämtern zurückgetreten und durch Leute ersetzt worden, die mich ohne Sympathie betrachteten.

Dekan Faulkners Nachfolger billigte meine Aktivitäten nicht, und seine Haltung war in einer Weise verständlich. In meinem Eifer, Sachbücher zu schreiben, hatte ich jegliche Art von Forschung völlig aufgegeben, und er war der Meinung, der Ruf unserer Fakultät hänge vom Umfang der hier geleisteten Forschungsarbeit ab. Bis zu einem gewissen Grade ist das wahr, aber es trifft nicht immer zu, und in meinem Falle traf es nicht zu.

Wir hatten eine Konferenz, und ich legte meine Ansicht offen und unumwunden dar, wie mein weltfremder Vater es mich gelehrt hatte.

»Meine Herren«, sagte ich, »als Schriftsteller bin ich hervorragend, und ein Abglanz meiner Arbeit wird auf die Universität fallen und sie in ein gutes Licht setzen. Als Forscher bin ich jedoch nur mittelmäßig, und wenn es etwas gibt, was die medizinische Fakultät der Universität Boston nicht braucht, dann ist es ein weiterer mittelmäßiger Forscher.«

Ich hätte mich vielleicht diplomatischer verhalten sollen, denn das schien die Diskussion zu beenden. Ich wurde von der Gehaltsliste gestrichen, und das Wintersemester 1957–58 war das letzte, in dem ich regelmäßige Vorlesungen hielt, nachdem ich neun Jahre als Dozent und außerordentlicher Professor gewirkt hatte.

Es bekümmerte mich nicht sehr. Was das Gehalt betraf, so lag mir nichts daran. Selbst nach zwei Aufbesserungen belief es sich auf nur sechstausendfünfhundert Dollar im Jahr, und meine Schriftstellerei brachte mir schon damals erheblich mehr ein.

Noch beunruhigte mich der Verlust von Forschungsmöglichkeiten: Das hatte ich bereits aufgegeben. Und was die Lehre betraf, so waren meine Sachbücher (und selbst meine Science Fiction-Arbeiten) Formen des Lehrens, die mich mit ihrer Vielfalt weit mehr befriedigten, als es irgendeinem vorgegebenen Lehrstoff möglich gewesen wäre. Ich vermißte nicht einmal die anregenden Kontakte und die persönliche Wechselwirkung zwischen dem Lehrer und seinen Studenten, denn seit 1950 hatte ich mich als Privatdozent etabliert und begann respektable Vorlesungsgebühren zu verdienen.

Der neue Dekan hatte jedoch die Absicht, mich auch noch meines Titels zu berauben und ganz hinauszuerwerfen. Das ließ ich mir nicht gefallen. Ich machte geltend, daß ich 1955 zum außerordentlichen Professor ernannt worden sei und mir dieser Titel nicht ohne triftigen Grund aberkannt werden könne. Ich behielt den Titel, und noch heute bin ich außerordentlicher Professor für Biochemie an der medizinischen Fakultät der Universität Boston.

Und die Fakultät ist jetzt froh darüber. Mein Gegenspieler trat schließlich in den Ruhestand und ist inzwischen gestorben. (Er war nicht eigentlich ein schlechter Kerl; wir verstanden uns einfach nicht.) Und um keinen falschen Eindruck zu erwecken, möchte ich mit Nachdruck feststellen, daß die Fakultät und alle ihre Mitglieder – mit Ausnahme jener Pe-

riode und einer oder zweier Leute – mich immer mit vollkommener Freundlichkeit behandelt haben.

Ich lehre noch immer nicht und beziehe kein Gehalt von der Universität, aber das ist meine eigene Wahl. Ich bin einige Male aufgefordert worden, in dieser oder jener Weise wieder ein Lehramt zu übernehmen, habe aber erläutert, warum ich es nicht kann. Wenn ich darum gebeten werde, halte ich Vorlesungen, und am 19. Mai 1974 hielt ich die Eröffnungsansprache zum Semesterbeginn der medizinischen Fakultät – Sie sehen also, daß alles in bester Ordnung ist.

Nichtsdestoweniger, wenn ich keine Seminare zu halten hatte und nicht in die Stadt pendeln mußte, widmete ich die gewonnene Zeit meinen Projekten auf dem Gebiet der Sachliteratur, der ich mittlerweile völlig und hoffnungslos verfallen war.

Am 4. Oktober 1957 hatte die Sowjetunion ihren »Sputnik I« in eine Erdumlaufbahn gebracht, und in der auf dieses Ereignis folgenden allgemeinen Aufregung erschien es mir doppelt wichtig, Wissenschaft für den Laien zu schreiben. Auch die Verleger waren jetzt außerordentlich daran interessiert, und innerhalb kürzester Zeit sah ich mich in so viele Projekte verstrickt, daß es schwierig und sogar unmöglich wurde, Zeit für die Arbeit an größeren Science Fiction-Projekten zu erübrigen. Leider ist es bis zum heutigen Tag dabei geblieben.

Dennoch gab ich das Schreiben von Science Fiction nicht völlig auf. Kein Jahr ist vergangen, in dem ich nicht etwas geschrieben hätte, und seien es auch nur ein paar Kurzgeschichten. Am 14. Januar 1958, als mein letztes Semester begonnen hatte und der bevor-

stehende Verlust meiner festen Anstellung erst ins Bewußtsein einzusickern begann, schrieb ich die folgende Kurzgeschichte für Bob Mills und seine leider nur kurzlebige Zeitschrift »Venture«, worin sie im Mai 1958 veröffentlicht wurde.

Kaufen Sie Jupiter

Er war natürlich nur ein Scheinbild, ein Phantom, aber so schlau ausgedacht, daß die Menschen, die mit ihm verhandelten, längst aufgegeben hatten, an die leibhaftigen Energieeinheiten zu denken, deren Weißglut sich hinter dem majestätischen blonden Bart und den weit auseinanderstehenden tiefbraunen Augen verbarg.

»Wir verstehen Ihre Bedenken und Ihr Zögern«, sagte das Phantom mit freundlicher Stimme, »und wir können Ihnen nur ein weiteres Mal versichern, daß wir keine feindseligen Absichten hegen. Wir haben, so glaube ich, bewiesen, daß wir die Koronen von Sternen der Spektralklasse 0 bewohnen, daß Ihre Sonne zu schwach für uns ist und daß ihre Planeten aus fester Materie bestehen und uns infolgedessen für immer völlig fremd bleiben werden.«

Der irdische Verhandlungsführer (der Minister für Wissenschaft und Technologie war) sagte: »Aber Sie haben zugegeben, daß wir jetzt an einem Ihrer Haupthandelswege liegen.«

»Das ist richtig, ja. Seit unsere neue Welt Kimmoschek neue Felder protonischer Flüssigkeit entwickelt hat, verhält es sich so.«

»Nun, nach unserem Verständnis können Positionen an Handelswegen eine militärische Bedeutung gewinnen, die in keinem Verhältnis zu ihrem eigentlichen Wert steht«, sagte der Minister. »Ich kann daher nur wiederholen, daß Sie uns genau darlegen müssen, warum Sie Jupiter benötigen, wenn Sie unser Vertrauen erlangen wollen.«

Und wie immer, wenn diese Frage in gleicher oder

abgewandelter Form gestellt wurde, kam ein gequälter Ausdruck in das blondbärtige Gesicht. »Geheimhaltung ist wichtig. Wenn die Lamberj-Leute ...«

»Sehen Sie«, sagte der Minister. »Für uns hört es sich wie Krieg an. Sie und diese Lamberj-Leute ...«

»Aber wir bieten Ihnen eine äußerst großzügige Gegenleistung«, sagte der andere eilig. »Sie haben nur die inneren Planeten Ihres Systems kolonisiert, und an diesen sind wir nicht interessiert. Wir erbitten die Welt, die Sie Jupiter nennen und die Ihr Volk niemals wird bewohnen können, wenn ich Sie recht verstanden habe.« Er lachte nachsichtig. »Die Masse dieser Welt ist für Sie zu groß.«

Der Minister, von der herablassenden Art des anderen unangenehm berührt, sagte spröde: »Die Jupitermonde eignen sich durchaus zur Kolonisierung, und tatsächlich beabsichtigen wir, sie in Kürze zu besiedeln.«

»Aber die Jupitermonde werden keinerlei Beeinträchtigung erfahren. Sie sollen in jedem Sinne des Wortes Ihnen gehören. Wir benötigen nur den Jupiter selbst, eine Welt, die Ihnen völlig nutzlos ist, und unsere Gegenleistung ist wirklich großzügig. Sicherlich ist Ihnen klar, daß wir Ihren Jupiter auch ohne Ihre Erlaubnis nehmen könnten, wenn wir es wollten. Aber wir ziehen Bezahlung und einen legalen Vertrag vor. Ein solches Verfahren wird künftige Streitigkeiten vermeiden. Wie Sie sehen, bin ich völlig offen.«

»Warum benötigen Sie Jupiter?« fragte der Minister hartnäckig.

»Die Lamberj ...«

»Befinden Sie sich im Kriegszustand mit den Lamberj?«

»So kann man es nicht nennen ...«

»Sehen Sie, wenn es ein Krieg ist und Sie so etwas wie einen befestigten Stützpunkt auf Jupiter errichten, dann könnten die Lamberj ein solches Vorgehen mißbilligen und gegen uns Vergeltung üben, weil wir Ihnen die Erlaubnis gaben. Wir können nicht zulassen, daß wir in eine solche Situation hineingezogen werden.«

»Auch uns läge nichts ferner, als Sie in Auseinandersetzungen zu verwickeln, die Sie nicht betreffen. Mein Wort, daß Sie nicht zu Schaden kommen werden. Und vergessen Sie nicht, die Gegenleistung ist großzügig. Genug Energieeinheiten, um den Bedarf Ihrer Welt für die nächsten fünf Dekaden zu decken.«

»Unter Berücksichtigung des Umstands, daß der künftige Energieverbrauch höher liegen wird als heute«, sagte der Minister.

»Jawohl. Bis zum Fünffachen des gegenwärtigen Gesamtverbrauchs.«

»Nun, wie ich sagte, ich bin ein hoher Regierungsbeamter und habe weitgehende Vollmachten für die Verhandlung mit Ihnen. Aber meine Machtbefugnisse sind nicht unbegrenzt. Ich persönlich bin geneigt, Ihnen zu vertrauen, aber ich könnte nicht auf Ihre Bedingungen eingehen, ohne genaue Kenntnis davon zu haben, warum Sie Jupiter wollen. Wenn die Erklärung zufriedenstellend und überzeugend ist, könnte ich unsere Regierung und durch sie unsere Bevölkerung für die Unterzeichnung des Abkommens gewinnen. Wenn ich versuchte, ein Abkommen ohne eine solche Erklärung zu schließen, so würde man mich einfach aus meinem Amt entfernen, und die Regierung würde sich weigern, das Abkommen als bin-

dend anzusehen. Sie könnten dann, wie sie sagten, Jupiter mit Gewalt an sich bringen, aber das wäre ein illegaler Akt, und Sie sagten selbst, daß Sie eine widerrechtliche Besitzergreifung nicht wünschen.«

Der Blondbärtige schnalzte ungeduldig. »Ich kann in diesem kleinlichen Gefeilsche nicht ewig fortfahren. Die Lamberj ...« Wieder hielt er inne, dann sagte er: »Habe ich Ihr Ehrenwort, daß dies alles nicht ein von den Lamberj-Leuten inszeniertes Manöver ist, um uns hinzuhalten, bis ...«

»Sie haben mein Ehrenwort«, sagte der Minister.

Als der Wissenschaftsminister den Konferenzraum verließ, wischte er sich die Stirn und lächelte. Er sah zehn Jahre jünger aus. »Ich sagte ihm, seine Leute könnten den Jupiter haben, sobald die Zustimmung des Ministerpräsidenten und der übrigen Kabinettsmitglieder vorliegt. Ich glaube nicht, daß es Widerstände geben wird. Meine Herren, stellen Sie sich vor: Fünfzig Jahre kostenlose Energieversorgung für einen Planeten, mit dem wir niemals etwas anfangen könnten.«

Sein Kollege vom Verteidigungsressort wurde purpurrot und sagte mit mühsam unterdrückter Erregung: »Aber wir stimmten doch darin überein, daß nur ein Krieg zwischen diesen Mizzaret und den Lamberj den Drang zur Inbesitznahme Jupiters erklären kann. Unter diesen Umständen und in Anbetracht ihres überlegenen militärischen Potentials ist eine Haltung strikter Neutralität für uns lebenswichtig.«

»Aber es gibt keinen Krieg, lieber Herr Kollege«, sagte der Wissenschaftsminister. »Der Abgesandte nannte mir eine so vernünftige und einleuchtende Erklärung, daß ich sofort annahm. Ich denke, der Mi-

nisterpräsident wird mir ebenso zustimmen, wie Sie selbst es tun werden, wenn ich Ihnen alles erklärt habe. Der Abgesandte hat mir die Pläne für den neuen Jupiter überlassen, wie er bald erscheinen wird. Ich habe die Pläne hier bei mir.«

»Neuer Jupiter?« fragte der Verteidigungsminister stirnrunzelnd. »Was soll das heißen?«

»Er wird sich nicht sehr vom alten unterscheiden, meine Herren«, erwiderte der Wissenschaftsminister. »Hier sind Skizzen in einer für stoffliche Lebewesen unserer Art geeignete Form.« Er legte sie vor ihnen auf den Tisch. Das vertraute Gesicht des gestreiften Planeten war deutlich erkennbar, nur die Farben schienen ein wenig verfremdet: gelb, blaßgrün und hellbraun mit eingerollten weißen Streifen hier und dort vor dem gesprenkelten Samthintergrund des Raumes. Aber über den Streifen lag ein seltsames Muster unregelmäßiger schwarzer Linien.

»Das«, erklärte der Wissenschaftsminister, »ist die Tagseite des Planeten. Diese Skizze zeigt die Nachtseite.«

Hier war Jupiter eine dünne, Dunkelheit umschließende Sichel, und wenn man genau hinsah, sah man innerhalb dieser Dunkelheit die gleichen dünnen Streifen in ähnlichen Mustern, aber diesmal in einem matten, phosphoreszierenden Orange.

»Die Linienmuster«, erläuterte der Wissenschaftsminister, »sind ein rein optisches Phänomen, wie mir gesagt wurde. Es rotiert nicht mit dem Planeten, sondern bleibt statisch im äußeren Randbereich der Atmosphäre.«

»Aber was soll das sein?« fragte einer.

»Sehen Sie«, sagte der Wissenschaftsminister, »un-

ser Sonnensystem liegt an einer ihrer wichtigsten Handelsrouten. Täglich passieren bis zu sieben Schiffe in einer Entfernung von wenigen hundert Millionen Kilometern das System, und von jedem Schiff aus werden die größten Planeten durch Teleskope beobachtet. Ein Zugeständnis an die Neugierde der Touristen, wissen Sie. Feste planetarische Körper jeder Größe sind etwas Wunderbares für sie.«

»Was hat das mit diesen Linienmustern zu tun?«

»Das ist eine Form ihrer Schrift. Übersetzt lauten diese Zeichen etwa: ›Gesundheit und glühende Hitze durch Mizzaret-Ergonwirbel.««

»Sie meinen, der Jupiter soll in eine Art Litfaßsäule verwandelt werden?« erregte sich der Verteidigungsminister.

»Richtig. Wie es scheint, stellen die Lamberj-Leute ein Konkurrenzprodukt her, was das Interesse der Mizzaret am Erwerb des Jupiter erklärt. So haben sie keine Rechtsbeschwerden ihrer Konkurrenten zu fürchten. Glücklicherweise scheinen die Mizzaret Neulinge im Werbegeschäft zu sein.«

»Was bringt Sie zu der Annahme?« fragte ein Staatssekretär aus dem Innenministerium.

»Ganz einfach, sie vergaßen, sich Optionen auf die anderen Planeten zu sichern. Die Jupiter-Litfaßsäule wird für ihr Produkt werben, und wenn die konkurrierenden Lamberj-Leute kommen, um sich zu erkundigen, ob der Besitzanspruch der Mizzaret auf den Jupiter Rechtens ist, werden wir ihnen den Saturn verkaufen können. Mit den Ringen! Sie werden leicht davon zu überzeugen sein, daß die Ringe den Saturn zu einem viel effektvolleren Werbeträger machen werden.«

»Selbstverständlich«, sagte der Finanzminister mit nachdenklichem Kopfnicken. »Darum wird er auch einen viel höheren Preis bringen.«

Und auf einmal sahen alle sehr fröhlich aus.

*

BUY JUPITER war nicht mein ursprünglicher Titel für die Geschichte. Im allgemeinen bin ich indigniert, wenn ein Herausgeber den Titel verändert, den ich einer Geschichte gegeben habe, und wenn sie später in einer meiner eigenen Sammlungen erscheint, ändere ich ihn wieder um und mache im Kommentar eine unfreundliche Bemerkung dazu. Aber nicht dieses Mal.

Ich nannte die Geschichte IT PAYS (Es lohnt sich), was ein völlig nichtssagender Titel war. Bob Mills machte daraus BUY JUPITER, ohne mich auch nur zu fragen, und als ich von der Änderung erfuhr, gefiel sie mir sofort. Für einen Witzbold wie mich ist es der vollkommene Titel für die Geschichte – so vollkommen, daß ich ihn dieser ganzen Sammlung gegeben habe. Bob Mills gebührt das Verdienst daran.

Während jener frühen Jahre, in denen ich mit einem gewissen Unbehagen und manchmal quälenden Befürchtungen sah, wie meine Science-Fiction-Schriftstellerei abnahm und immer mehr außer Gebrauch kam, geriet ich zuweilen in eine regelrechte Panik.

War es möglich, daß ich meine Phantasie eingebüßt hatte? Angenommen, ich wollte Science Fiction schreiben – konnte ich es überhaupt noch?

Am 23. Juli 1958 fuhr ich hinunter nach Marshfield, Massachusetts, um einen dreiwöchigen Urlaub anzutreten, den ich fürchtete (ich fürchte alle Urlaubsreisen). Um meine Gedanken von diesem Urlaub abzulenken – und um zu sehen, ob es noch ging –, dachte ich mir eine Handlung aus. Das Ergebnis war A STATUE FOR FATHER. Ich verkaufte es an eine neue Zeitschrift namens »Satellite«, worin die Geschichte im Februar 1959 erschien.

Ein Denkmal für Vater

Wenn Sie wirklich an der Entdeckung interessiert sind, erzähle ich Ihnen gern Näheres darüber. Es ist eine Geschichte, die ich immer gern erzähle, aber nicht viele Leute geben mir Gelegenheit dazu. Man hat mir sogar geraten, die Geschichte für mich zu behalten. Sie paßt nicht zu den Legenden, die sich um meinen Vater zu ranken beginnen.

Indes, ich halte die Wahrheit für wertvoll. Sie hat eine Moral. Ein Mann kann sein Leben und seine Energien allein der Befriedigung seiner eigenen Neugierde widmen und sich dann ganz zufällig und ohne jemals etwas dergleichen beabsichtigt zu haben, als Wohltäter der Menschheit gefeiert sehen.

Mein Vater war bloß ein wenig bekannter, theoretischer Physiker, der sich berufen fühlte, das Phänomen des Zeitreisens zu erforschen. Ich glaube nicht, daß er je darüber nachdachte, was Zeitreisen für den Menschen bedeuten könnte; ihn interessierten einfach die mathematischen Beziehungen, die das Raumzeit-Kontinuum des Universums beherrschten.

Zuvor sei bemerkt, daß mein Vater so arm war, wie zu seiner Zeit nur ein Privatdozent arm sein konnte. Allmählich brachte er es jedoch zu Wohlstand, und in den letzten Jahren vor seinem Tode war er sagenhaft reich. Was mich und meine Kinder und Enkel angeht – nun, das können Sie selbst sehen.

Man hat ihm auch Denkmäler errichtet. Das älteste steht hier auf dem Hügel, wo die Entdeckung gemacht wurde. Wenn Sie aus dem Fenster schauen, können Sie es sehen. Ja, dort. Können Sie die Inschrift

ausmachen? Na ja, wir stehen in einem ungünstigen Winkel.

Als mein Vater sich an die Erforschung des Zeitreisens machte, war das ganze Problem von den meisten Physikern als undankbar aufgegeben worden. Dabei hatte es mit einer Sensation begonnen. Als es das erste Mal gelungen war, Chrono-Trichter zu erzeugen, hatte die Nachricht weltweites Aufsehen erregt.

In Wirklichkeit sehen sie nicht sonderlich eindrucksvoll aus. Sie sind absolut unkontrollierbar, und was man sieht, ist verzerrt und verschwommen. Die Trichteröffnung hat einen Durchmesser von bestenfalls einem halben Meter und löst sich rasch wieder auf. Der Versuch, sie auf die Vergangenheit einzustellen, ähnelt dem Bemühen, mit dem Feldstecher eine vom Sturmwind mitgerissene Feder zu beobachten.

Man versuchte, Greifer in die Vergangenheit zu stoßen, solange die Trichteröffnung stabil war, doch entzogen sich solche Experimente jeder vernünftigen Vorhersage. Manchmal blieb der Versuch einige Sekunden lang erfolgreich, wenn einer der Experimentatoren sich mit dem ganzen Gewicht gegen den Greifer stemmte. Häufiger aber geschah es, daß nicht einmal eine Ramme den Greifer durch die Öffnung stoßen konnte. Und nie gelang es, irgend etwas aus der Vergangenheit zu ziehen, bis – aber darauf komme ich noch zu sprechen.

Nach fünfzig Jahren ohne Fortschritte verloren die Physiker das Interesse. Das unvollkommen beherrschte Phänomen schien in eine Sackgasse zu führen. Rückblickend muß ich sagen, daß ich wahrscheinlich nicht anders gehandelt haben würde. Eini-

ge der beteiligten Physiker versuchten sogar zu beweisen, daß die Trichter überhaupt nicht in die Vergangenheit führten, aber in den fünfzig Jahren vergeblicher Anstrengungen waren mehrfach lebende Tiere durch die Trichter gesichtet worden – Tiere, die heute ausgestorben sind.

Wie auch immer, als das Phänomen nahe daran war, in Vergessenheit zu geraten, trat mein Vater auf den Plan. Unterstützt von einem einflußreichen Freund im Ministerium für Wissenschaft und Technologie, gelang es ihm, eine staatliche Forschungsbeihilfe zur Errichtung eines eigenen Versuchslabors zu erhalten, und er nahm die Sache von neuem in Angriff.

Ich half ihm dabei. Wenige Wochen zuvor hatte ich die Universität mit einer Promotionsurkunde in Physik verlassen. Unsere gemeinsamen Anstrengungen blieben jedoch erfolglos, und nach einem Jahr gerieten wir in ernste Schwierigkeiten. Mein Vater bekam keine weiteren staatlichen Beihilfen. Die Industrie war nicht interessiert, und seine Universität nahm den Standpunkt ein, er schade dem guten Ruf der Institution, wenn er so starrsinnig ein unfruchtbares Feld beackere. Der Rektor, der sich nur auf der finanziellen Seite der Forschung auskannte, riet ihm, er möge sich einträglicheren Gebieten zuwenden, und versagte ihm jede Hilfe.

Vermutlich kam sich der Rektor – noch immer am Leben und mit Geldzählen beschäftigt, als mein Vater starb – ziemlich dumm vor, als mein Vater der Universität eine Million Dollar mit der Auflage hinterließ, daß die Summe erst beim Amtsantritt des nächsten Rektors ausgezahlt werden dürfe, weil es dem

derzeitigen Amtsinhaber an Einsicht fehle. Aber das war nur posthume Vergeltung. Einstweilen sah unsere Situation düster aus ...

Ich will Sie nicht mit ausführlichen Schilderungen unserer anfänglichen Notlage langweilen, und so mag es genügen, wenn ich sage, daß die ersten Jahre unglaublich hart waren. Mein Vater behielt die Einrichtung, die wir mit dem Geld der Forschungsbeihilfe gekauft hatten, verließ die Universität und zog mit Sack und Pack hierher. Damals standen hier nur die heruntergekommenen Gebäude einer aufgelassenen Farm, die er billig gepachtet hatte.

Während jener ersten schweren Jahre versuchte ich immer wieder, ihn zum Aufgeben zu bewegen, doch davon wollte er nichts wissen. Er war nicht kleinzu kriegen. Immer gelang es ihm, irgendwo tausend Dollar aufzutreiben, wenn wir sie brauchten.

Das Leben nahm seinen Gang, und er ließ sich durch nichts von seinen Forschungen abbringen. Meine Mutter starb; Vater trauerte und kehrte an die Arbeit zurück. Ich heiratete, hatte einen Sohn, dann eine Tochter, konnte nicht immer an seiner Seite sein. Er machte ohne mich weiter. Als er sich ein Bein brach, arbeitete er unbeirrt weiter, monatelang vom Gipsverband behindert.

Ihm gebührt alles Verdienst. Ich half natürlich, so gut ich konnte. Nebenbei übernahm ich Beraterverträge und verhandelte mit Regierungsstellen, aber er war das Leben und die Seele des Projekts.

Trotz aller Mühen und Entbehungen kamen wir nicht weiter.

Nicht ein einziges Mal gelang es uns, einen Greifer durch einen Trichter zu stoßen. Bei einer Gelegenheit

wäre es beinahe geglückt. Wir hatten den Greifer so weit durch die Trichteröffnung gestoßen, daß die Zange auf der anderen Seite ungefähr zehn Zentimeter hinausragte. Dann wechselte der Brennpunkt, und der Greifer brach ab wie ein Zündholz. Irgendwann im Mesozoikum rostet jetzt eine von Menschen gemachte Stahlzange an einem Flußufer.

Aber eines Tages – es war der entscheidende Tag – blieb der Brennpunkt zehn lange Minuten unverändert – ein Phänomen, dessen Wahrscheinlichkeit so gering war, daß sie sich in Zahlen kaum ausdrücken ließ. Wir gerieten in eine rauschende Erregung. Unmittelbar vor uns, auf der anderen Seite der Trichteröffnung, konnten wir Lebewesen sehen, die sich umherbewegten. Zu guter Letzt wurde der Chrono-Trichter auch noch durchlässig, bis wir hätten schwören mögen, daß zwischen der Vergangenheit und uns nichts als Luft sei. Der Durchlässigkeitsfaktor mußte eine Folge der Brennpunktstabilisierung gewesen sein, aber es gelang uns nie wieder, vergleichbare Bedingungen herzustellen und den Zusammenhang experimentell zu beweisen.

Natürlich hatten wir keinen Greifer zu Hand, wie es so geht. Aber die Durchlässigkeit existierte wirklich und nicht bloß in unserer Einbildung, denn plötzlich fiel etwas von der anderen Seite durch, vom Damals ins Jetzt. Ich griff in instinkthaftem Reflex zu und fing es auf.

Sekunden später verloren wir den Brennpunkt, und der Trichter löste sich auf, aber diesmal ließ er uns nicht verbittert oder verzweifelt zurück. Wir starrten in wilder Überraschung auf das, was ich in den Händen hielt. Es war eine kuhfladenähnliche

Masse aus getrocknetem und hart gewordenem Schlamm, glatt abraßiert, wo sie die Grenzen des Chrono-Trichters berührt hatte. Und eingebettet in diese Masse waren vierzehn Enteneier, aber rund wie Bälle.

Ich sagte: »Sauriereier? Meinst du, daß es wirklich welche sind?«

Vater zog die Stirn in Falten. »Vielleicht. Wir können es nicht mit Gewißheit sagen.«

»Es sei denn, wir brüten sie aus«, sagte ich mit plötzlichem Herzklopfen. Ich legte den Schlammfladen mit den Eiern auf den nächstbesten Tisch. Der Brocken war noch durchwärmt von der heißen Sonne einer fernen Vergangenheit. Ich sagte aufgeregt: »Vater, wenn wir die Eier ausbrüten, werden wir Lebewesen haben, die seit mehr als hundert Millionen Jahren ausgestorben sind. Es ist der erste Fall, daß etwas aus der Vergangenheit herausgebracht werden konnte. Und wenn wir Glück haben, wird es noch dazu etwas Lebendiges sein. Wenn wir das bekanntgeben ...«

Ich dachte an die Mittel, die man uns zur Verfügung stellen würde, an die Publizität und was alles das meinem Vater bedeuten würde. Ich sah den Ausdruck sprachloser Verblüffung im Gesicht des Rektors.

Aber Vater betrachtete die Dinge anders. »Nicht ein Wort, Junge!« sagte er mit Entschiedenheit. »Wenn diese Nachricht hinausgeht, werden sich zwanzig Forschungsgruppen auf die Chrono-Trichter stürzen und meinen Vorsprung einholen. Nein, sobald ich das Rätsel der Trichter gelöst haben werde, kannst du der Öffentlichkeit bekanntmachen, was du willst. Bis

dahin aber halten wir den Mund. Sieh mich nicht so an, Junge! In einem Jahr werde ich die Antwort haben, ganz gewiß.«

Ich war weniger zuversichtlich, aber die Eier würden uns jeden Beweis liefern, den wir brauchten, das stand für mich außer Zweifel. Ich baute einen Brutkasten mit regulierbarer Temperatur, Luftzirkulation und Feuchtigkeit. Ich baute eine Speziallampe ein, die den Sonnenschein ersetzen sollte, und konstruierte sogar ein empfindliches Alarmsystem, das von den ersten Bewegungen im Innern der Eier ausgelöst werden sollte.

Sie schlüpften neunzehn Tage später um drei Uhr früh aus – vierzehn winzige Känguruhs mit grünlichen Schuppen, dreizehigen Hinterbeinen mit Krallen, dicken, kleinen Keulen und dünnen Peitschenschwänzen.

Zuerst hielt ich sie für Tyrannosaurier, aber für diese Gattung waren sie zu klein. Monate vergingen, und ich sah ihnen an, daß sie die Größe vierjähriger Kinder nicht überschreiten würden.

Mein Vater schien enttäuscht, aber ich ließ mich nicht entmutigen und hoffte, er werde mir erlauben, sie für Publizitätszwecke zu gebrauchen. Einer starb, ehe er zur Reife gelangte, und einer kam bei einer Beißerei ums Leben, aber die übrigen zwölf überlebten – fünf männliche und sieben weibliche Tiere. Ich fütterte sie mit zerkleinerten Karotten, gekochten Eiern und Milch, und bald war ich geradezu in sie vernarrt. Sie waren schrecklich dumm und doch sanft und zutraulich. Und sie waren wirklich schön. Ihre goldfarbenen Augen, ihre zwischen Türkisblau und Smaragdgrün schimmernden Schuppenkleider –

Nun ja, es ist albern, sie zu beschreiben. Inzwischen hat jedes Kind die Bilder gesehen. Aber davon waren wir damals noch weit entfernt. Vater blieb unerbittlich und wollte von öffentlichen Verlautbarungen nichts wissen. Ein Jahr verging, zwei Jahre und ein drittes. Mit den Chrono-Trichtern hatten wir kein Glück. Der große Erfolg wiederholte sich nicht, aber Vater dachte nicht ans Aufgeben.

Fünf von unseren weiblichen Tieren legten Eier, und bald hatte ich mehr als fünfzig von den Känguruh-Echsen zu versorgen.

»Was sollen wir mit ihnen anfangen?« fragte ich meinen Vater.

»Bring sie um«, sagte er.

Das brachte ich natürlich nicht übers Herz.

Wir waren finanziell wieder einmal am Ende, als es geschah. Ich war herumgelaufen und hatte es überall versucht und war von allen Geldgebern abgewiesen worden. Es war einfach nichts mehr zu machen. Schließlich war ich sogar froh darüber, denn ich dachte, daß Vater jetzt würde nachgeben müssen. Aber er bereitete unbeirrbar das nächste Experiment vor.

Ich schwöre Ihnen, wäre der Unfall nicht geschehen, wir hätten die Lösung nie gefunden und wären unser Leben lang nicht aus den Geldschwierigkeiten herausgekommen. Und der Menschheit wäre eine der größten Wohltaten vorenthalten geblieben.

So geht es manches Mal. Perkin sieht eine purpurne Verfärbung in seinen Laborabfällen und hat eine Anilinfarbe gefunden. Remsen steckt einen verunreinigten Finger in den Mund und entdeckt das Saccharin. Goodyear läßt eine gelöste Gummimixtur auf die

Herdplatte tropfen und kommt dem Geheimnis der Vulkanisierung auf die Spur.

Bei uns war es ein halbwüchsiger Saurier, der sich in Vaters Forschungslaboratorium verirrt hatte. Sie waren so zahlreich geworden, daß ich sie nicht ständig im Auge behalten konnte.

Das Tier lief geradewegs zwischen zwei Kontakte, die ausgerechnet in diesem Augenblick offen waren – gerade unter der Stelle, wo jetzt die Bronzetafel in die Wand eingelassen ist und das Ereignis verewigt. Ich bin überzeugt, daß ein solcher Zufall in tausend Jahren nicht noch einmal vorkommen könnte. Es gab eine blendende Lichterscheinung, einen knisternden, qualmenden Kurzschluß, und der Chrono-Trichter, der gerade erst erzeugt worden war, verschwand in einem Feuerwerk von Rauch und Funken.

Im ersten Augenblick hatten wir noch keine Ahnung, welch ein Geschenk der Himmel uns beschert hatte. Wir wußten nur, daß das dumme Tier einen Kurzschluß ausgelöst, Geräte und Einrichtungen im Wert von zweihunderttausend Dollar beschädigt oder zerstört und uns damit dem vollständigen finanziellen Ruin ausgeliefert hatte. Als Entschädigung für alles das hatten wir nur einen gründlich gerösteten Saurier. Auch wir selbst waren ein wenig angesengt, aber der kleine Saurier hatte die volle Konzentration der Feldenergie bekommen. Wir konnte es riechen, denn die Luft war mit seinem Aroma gesättigt. Vater und ich blickten einander höchst erstaunt an. Ich nahm eine Zange und hob das Tier behutsam auf. Außen war es schwarz und verkohlt, aber die verbrannten Schuppen zerbröckelten unter der Berührung und nahmen die Haut mit. Unter der verkohnten Hülle

war weißes, festes Fleisch, das an Hühnchen erinnerte.

Ich konnte nicht widerstehen, davon zu kosten, und seine Ähnlichkeit mit Hühnchen entsprach ungefähr der Ähnlichkeit zwischen einer Königinpaste und einer Stulle.

Ob Sie mir glauben oder nicht, wir saßen seelenruhig inmitten der Verwüstung, die der Kurzschluß im Laboratorium hinterlassen hatte, verschlangen Saurierfleisch und fühlten uns wie im siebten Himmel. Manche Teile waren verbrannt, andere beinahe roh. Wir hatten kein Salz, kein Gewürz, überhaupt nichts, um das Fleisch anzurichten. Aber wir hörten erst auf, als wir die Knochen abgenagt hatten.

Zuletzt sagte ich: »Vater, wir müssen sie systematisch als Nahrungsmittel züchten.«

Vater mußte zustimmen. Wir waren völlig pleite.

Ich bekam ein Darlehen von der Bank, indem ich den Direktor zum Abendessen einlud und mit Saurier bewirtete.

Dieses Rezept hat seine Wirkung nie verfehlt. Wer einmal Saurierfleisch genossen hatte, kann sich mit gewöhnlicher Kost nicht mehr zufriedengeben. Eine Mahlzeit ohne »Dinohühnchen«, wie wir es jetzt nennen, ist eine Mahlzeit, die wir hinunterwürgen, um Leib und Seele beisammen zu halten. Dinohühnchen hat für den Gourmet neue Maßstäbe gesetzt.

Unsere Familie befindet sich noch immer im Besitz der einzigen existierenden Herde von Dinohühnchen, und wir sind die Inhaber und ausschließlichen Lieferanten der weltweiten Restaurantkette, die nach und nach daraus entstanden ist.

Mein armer Vater! Er war nie glücklich, außer in jenen Augenblicken, wenn er Dinohühnchen aß. Er

führte die Arbeit zur Erforschung der Chrono-Trichter fort, und zwanzig andere Forschungsgruppen taten es ihm nach, genau wie er prophezeit hatte. Doch bis zum heutigen Tag ist nichts dabei herausgekommen. Nichts außer Dinohühnchen.

Eine dankbare Menschheit sammelte fünfzigtausend Dollar, um die Denkmalstatue auf dem Hügel zu errichten, aber selbst diese Ehrung konnte Vater nicht glücklich machen.

Alles, was er sehen konnte, war die Inschrift: »Dem Mann, welcher der Welt Dinohühnchen schenkte«.

Bis zu seinem Todestag wünschte er sich nur eins, müssen Sie wissen: Er wollte das Geheimnis des Zeitreisens entdecken. Und obgleich man ihn noch zu seinen Lebzeiten als Wohltäter der Menschheit feierte, blieb sein Wissensdurst bis zum Tode unbefriedigt.

*

Mein ursprünglicher Titel hatte BENEFACTOR OF HUMANITY (Wohltäter der Menschheit) gelautet, und er hatte mir gefallen, weil er eine hübsche Prise Ironie enthielt. Kein Wunder, daß ich tobte, als Leo Margulies von »Satellite« diesen Titel veränderte. Als die »Saturday Evening Post« eine Nachdruckerlaubnis erbat (die Erzählung erschien in der Aprilausgabe 1973 dieser Zeitschrift), machte ich zur Bedingung, daß der ursprüngliche Titel verwendet würde. Aber als ich ihn dann im Druck sah, dachte ich darüber nach und kam zu dem Entschluß, daß Leos Titel der bessere sei. So erscheint er hier wieder als A STATUE FOR FATHER.

Bob Mills, den ich in Verbindung mit BUY JUPITER erwähnte, war übrigens ein sehr guter Freund von mir, als er für »F & SF« und »Venture« arbeitete. Er gehört auch nicht zu jenen, die ich aus dem Blickfeld verloren habe. Er hat seine Seele dem Teufel verkauft und ist jetzt ein Agent, aber wir sehen einander hin und wieder und sind Freunde geblieben.

Bob war es auch, der zu meiner Umorientierung zur Sachliteratur beitrug. Da ich den trockenen »wissenschaftlichen« Stil der Artikel in den Fachzeitschriften verabscheute, begann ich 1953 für das »Journal of Chemical Education« phantasievolle Artikel über Chemie zu schreiben. Erst als ich ungefähr ein halbes Dutzend verfaßt hatte, ging mir auf, daß ich nichts dafür bekam und mein Publikum nicht erreichte.

Darum begann ich Fachbeiträge für Science-Fiction-Zeitschriften zu schreiben, Artikel, die mir weitaus mehr Bewegungsfreiheit und Abwechslung gaben, als ich sie bei gelehrten Fachblättern hätte finden können. Der erste dieser Beiträge trug den Titel HEMOGLOBIN AND THE UNIVERSE und erschien im Februar 1955 in »Astounding«.

Im September 1957 rief Bob Mills bei mir an und fragte, ob ich eine regelmäßige wissenschaftliche Kolumne für »Venture« schreiben wolle. Ich erklärte mich dazu mit Freuden bereit, und der erste dieser Beiträge, betitelt FECUNDITY LIMITED, erschien im Januar 1958. Leider kamen nur noch wenige weitere Ausgaben heraus, bevor »Venture« das Erscheinen einstellte, aber nicht viel später wurde ich aufgefordert, die gleiche Kolumne für »F & SF« zu schreiben. Der erste Beitrag in dieser Serie war DUST OF AGES und erschien im November 1958.

Die »F & SF«-Serie hatte Bestand und Erfolg. Zuerst sollte die Kolumne etwa eintausendfünfhundert Worte umfassen, doch schon bald wurde ich gebeten, den Umfang auf viertausend Worte zu erhöhen, und vom Dezember 1958 an, als CATCHING UP WITH NEWTON erschien, hatten alle den erhöhten Umfang.

Diese »F & SF«-Serie entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem erstaunlich erfolgreichen Dauerbrenner. Im Juni 1975 erschien mein zweihundertster Artikel in dieser Reihe. Bisher habe ich noch keine Ausgabe verpaßt, und es könnte die längste lückenlose Serie sein, die ein unabhängiger Autor je für eine Monatszeitschrift verfaßt hat. Die Artikel werden von Doubleday periodisch zu Büchern zusammengestellt, von denen bisher elf erschienen sind.

Am wichtigsten aber ist der Spaß, den mir diese monatlichen Beiträge bereiten. Bis zum heutigen Tag habe ich an ihnen mehr Freude als an irgendeiner anderen Auftragsarbeit. Gewöhnlich komme ich dem Redaktionsschluß um einen bis zwei Monate zuvor, weil ich es nicht erwarten kann. Den Herausgebern scheint es nichts auszumachen.

In einer Weise war es Bob Mills, der den Anstoß dazu gab, daß ich zu meinem gegenwärtigen journalistischen Stil fand – einem Stil, der sich vor allem durch seine Zwanglosigkeit auszeichnet und auch auf meine Erzählungen abgefärbt hat (wofür dieses Buch Zeugnis ablegt). Während ich die Kolumne für ihn schrieb, verwies er bei jeder Gelegenheit auf mich als den »guten Doktor«, während ich ihn den »liebenswürdigen Herausgeber« nannte, und so zogen wir einander in den Fußnoten auf, bis er seine Stellung

aufgab. (Nein, das hatte nichts mit Ursache und Wirkung zu tun.)

Wie auch immer, die Artikelserie bestärkte mich in meiner Neigung zur Sachliteratur und machte es noch schwieriger, zur Fiction zurückzukehren. Bob Mills war mit dieser Entwicklung keineswegs einverstanden, und manchmal schlug er mir Themen für Kurzgeschichten vor, um mich zum Schreiben zu verlocken. Gelegentlich gefielen mir seine Anregungen, und aus einer von ihnen wurde UNTO THE FOURTH GENERATION, eine Kurzgeschichte, die im April 1959 in »F & SF« erschien und später in die Anthologie NIGHTFALL AND OTHER STORIES aufgenommen wurde. Die Erzählung gehört zu jenen, die mir persönlich besonders teuer sind.

Ich dachte, er hätte wieder eine gute Anregung gegeben, als ich eine seiner Ideen zu RAIN, RAIN, GO AWAY verarbeitete. Ich schrieb die Erzählung am 1. November 1958, schickte sie ihm am 2. November und hatte die Ablehnung am 3. November. Liebenswürdiger Herausgeber, in der Tat!

Später brachte ich sie dann doch noch unter, und sie erschien im September 1959 in der Zeitschrift »Fantastic Universe SF«.

Hilfe, es regnet

»Da ist sie wieder«, sagte Lillian Wright und brachte die Jalousie vorsichtig in die richtige Position. »Da ist sie, George.«

»Da ist wer?« fragte ihr Mann, der sich am Fernseher mühte, für die bevorstehende Fußballübertragung den richtigen Kontrast einzustellen.

»Mrs. Sakkaro«, sagte sie, dann, um ihres Mannes unausweichlichem »Wer soll das sein?« zuvorzukommen, fügte sie hastig hinzu: »Die neuen Nachbarn, heiliger Himmel.«

»Ach so.«

»Sonnenbaden. Nichts wie sonnenbaden! Ich frage mich, wo ihr Junge ist. Bei schönem Wetter steht er meistens draußen in der Einfahrt und wirft den Ball gegen das Haus. Hast du ihn gesehen, George?«

»Gehört habe ich ihn. Es ist eine Variante der chinesischen Wasserfolter. Peng an die Wand, piff auf den Boden, platsch in die Hand. Peng, piff, platsch, peng, piff ...«

»Er ist ein wirklich netter Junge, ruhig und wohlgezogen. Ich wollte, Tommie würde sich mit ihm anfreunden. Er ist auch im richtigen Alter, ungefähr zehn, würde ich sagen.«

»Ich wußte nicht, daß Tommie zurückhaltend ist, wenn es darum geht, Freundschaften zu schließen.«

»Nun, mit den Sakkaros ist es schwierig. Sie bleiben so für sich. Ich weiß nicht mal, was Mr. Sakkaro macht.«

»Warum solltest du? Was er macht, geht wirklich keinen was an.«

»Es ist komisch, daß ich ihn nie zur Arbeit gehen sehe.«

»Mich sieht auch niemand zur Arbeit gehen.«

»Du bleibst zu Haus und schreibst. Aber was macht er?«

»Ich wette, Mrs. Sakkaro weiß, was Mr. Sakkaro macht, und ist ganz aufgeregt, weil sie nicht weiß, was ich mache.«

»Ach, George!« Lillian zog sich vom Fenster zurück und blickte voll Abneigung zum Fernseher. (Schoendienst war am Ball.) »Ich finde, wir sollten uns ein wenig bemühen; die Nachbarschaft sollte sich bemühen.«

»An welche Art von Bemühung denkst du?« George hatte es sich inzwischen auf der Couch bequem gemacht, eine vom Kühlschrank noch beschlagene Flasche Cola in der Hand.

»Na ja, um sie kennenzulernen, meine ich.«

»Hast du das nicht schon getan, als sie einzogen? Du sagtest, du seist drüben gewesen.«

»Ich schaute hinein und sagte hallo, aber sie waren gerade erst eingezogen, und das Haus war noch durcheinander, also blieb es bei ein paar Worten. Jetzt wohnen sie schon zwei Monate neben uns, und man grüßt sich, und das ist alles ... Sie ist so komisch.«

»Wirklich?«

»Ja. Immer schaut sie zum Himmel auf; ich habe sie schon hundertmal dabei beobachtet, und wenn es auch nur ein wenig bewölkt ist, geht sie nicht hinaus. Einmal, als der Junge draußen spielte, rief sie ihm zu, er solle reinkommen, es würde Regen geben. Ich hörte sie zufällig und dachte, lieber Gott, und ich mit der ganzen Wäsche auf der Leine, also rannte ich hinaus, und weißt du was, es war heller Sonnenschein.

Gewiß, ein paar Wolken waren zu sehen, aber wirklich nicht der Rede wert.«

»Regnete es später?«

»Natürlich nicht. Ich war völlig umsonst hinausgelaufen.«

Sie verlor Georges Aufmerksamkeit an eine Szene mit Eckbällen und wildem Durcheinander vor dem Tor. Als die Aufregung vorüber und der Ball wieder im Feld war, rief George seiner Frau, die im Begriff war, sich in die Küche zurückzuziehen, mit unnötig lauter Stimme nach: »Nun, da sie aus Arizona sind, wette ich, daß sie Regenwolken nicht von anderen unterscheiden können.«

Lillian kam mit klappernden Absätzen ins Wohnzimmer zurück. »Von wo, sagtest du?«

»Aus Arizona, nach Tommies Auskunft.«

»Wie hat Tommie das erfahren?«

»Er sprach mit ihrem Jungen, nehme ich an. Wahrscheinlich, als der zufällig mal nicht den Ball gegen die Wand warf. Tommie meint jedenfalls, es habe sich wie Arizona angehört, oder vielleicht Alabama oder dergleichen. Du kennst Tommie und sein schwaches Gedächtnis. Aber wenn die Leute so nervös wegen des Wetters sind, dann werden sie wohl aus Arizona sein und nicht wissen, was sie mit einem guten regnerischen Klima wie dem unsrigen anfangen sollen.«

»Aber warum hast du mir davon nichts erzählt?«

»Weil Tommie es mir erst heute früh gesagt hat und weil ich dachte, er müsse es dir bereits erzählt haben, und um die absolute Wahrheit zu sagen, weil ich dachte, du würdest es fertigbringen, eine normale Existenz zu führen, selbst wenn du es nicht wüßtest. Zufrieden?«

Der Ball wurde in die Zuschauerränge gebolzt, und George seufzte frustriert. Lillian kehrte zur Jalousie zurück und sagte: »Ich muß einfach ihre Bekanntschaft machen. Die Frau sieht wirklich sehr nett aus. O Gott, sieh dir das an, George!«

George wandte seinen Blick nicht vom Fernseher ab.

»Ich weiß, daß sie die Wolke dort beobachtet«, sagte Lillian. »Und jetzt wird sie gleich ins Haus gehen, wetten wir? Tatsächlich, schon macht sie kehrt.«

Zwei Tage später war George auf Referenzsuche in der Bibliothek und kam mit einer Ladung von Büchern nach Haus. Lillian begrüßte ihn überschwenglich.

Sie sagte: »Also morgen wirst du nichts tun.«

»Das klingt wie eine Feststellung, nicht wie eine Frage.«

»Es ist eine Feststellung. Wir gehen mit den Sakkaros aus. In den Vergnügungspark.«

»Mit den ...«

»Mit den neuen Nachbarn, George. Ist es möglich, daß du den Namen schon wieder vergessen hast?«

»Wenn mich ein Name nicht interessiert, vergesse ich ihn wieder. Wie ist es dazu gekommen?«

»Ich ging heute früh einfach hinüber und läutete.«

»So einfach?«

»Es war nicht einfach. Es war hart. Ich stand da und bibberte, den Finger am Klingelknopf, bis ich dachte, daß es besser sein würde, wenn ich läutete, als wenn plötzlich die Tür aufginge und ich wie ein ertappter Dummkopf davorstünde.«

»Und sie hat dich nicht hinausgeworfen?«

»Nein. Sie war die Liebenswürdigkeit selbst. Bat mich hinein, wußte, wer ich bin, sagte, sie sei so sehr erfreut über meinen Besuch. Na, du weißt schon.«

»Und du machtest ihr den Vorschlag, daß wir zusammen in den Vergnügungspark gehen sollten.«

»Ja, ich dachte mir, die Einwilligung würde ihr leichter fallen, wenn ich etwas vorschläge, was den Kindern Spaß macht. Sie würde ihrem Jungen die Freude nicht verderben wollen.«

»Mütterliche Psychologie.«

»Aha. Du hattest einen tieferen Grund für alles das. Jetzt kommt es heraus. Du wolltest dich durch das Haus führen lassen und sehen, wie sie eingerichtet sind. Aber bitte erspare mir die Einzelheiten der Farbzusammenstellungen. Ich interessiere mich nicht für die Tagesdecken auf den Betten, und die Abmessungen der eingebauten Kleiderschränke sind ein Thema, auf das ich verzichten kann.«

Es war das Geheimnis ihrer glücklichen Ehe, daß Lillian ihrem Mann keine Aufmerksamkeit zollte. Sie behandelte die Einzelheiten der Farbzusammenstellungen, vergaß nicht, die Farbe und Qualität der Tagesdecken zu erwähnen und gab ihm eine zentimetergenaue Beschreibung der Einbauschränke.

»Und sauber! Du machst dir keine Vorstellung. Noch nie habe ich eine so makellose Wohnung gesehen.«

»Dann ist es besser, du läßt gleich die Finger davon«, sagte er. »Sonst setzt sie dir einen so unmöglich hohen Standard, daß du dich entweder von früh bis spät abrackern oder sie aus Notwehr fallenlassen mußt.«

»Ihre Küche«, sagte Lillian, ohne ihn zu beachten,

»war so blitzblank, daß einem der Gedanke, sie könnte darin kochen, ganz abwegig erscheint. Ich bat um ein Glas Wasser, und sie hielt das Glas unter den Hahn und ließ es langsam volllaufen, so daß nicht ein Tropfen in die Spüle fiel. Und das war keine Affektiertheit. Sie tat es mit einer Selbstverständlichkeit, die nur aus der Gewohnheit entstehen kann. Und als sie mir das Glas gab, hielt sie es mit einer sauberen Serviette. Eine Reinlichkeit wie im Krankenhaus.«

»Eine Frau, die sich das Leben nicht leicht macht. War sie sofort einverstanden, mit uns zu kommen?«

»Nun – nicht sofort. Sie öffnete die Tür zum Arbeitszimmer ihres Mannes und fragte ihn, wie die Wettervorhersage wäre, und er sagte, in allen Zeitungen stehe, daß es morgen schön sein würde, aber er warte noch auf die neueste Wettervorhersage im Radio.«

»In allen Zeitungen, wie?«

»Natürlich. Sie drucken alle die offizielle Wettervorhersage ab, also ist klar, daß sie alle übereinstimmen. Aber ich glaube, sie haben tatsächlich alle Tageszeitungen abonniert. Jedenfalls habe ich das Bündel gesehen, das der Bote jeden Morgen bringt ...«

»Es gibt nicht viel, was dir entgeht, wie?«

»Jedenfalls«, sagte Lillian streng, »rief sie den Wetterdienst an und ließ sich die letzte Voraussage geben und gab sie an ihren Mann weiter. Dann sagten sie, sie würden gern mit uns kommen, und wenn es unerwartete Witterungswechsel gäbe, würden sie uns anrufen.«

»Also schön. Dann werden wir gehen.«

Die Sakkaros waren junge, angenehme Leute, dunkel und stattlich. Stattlich in einem solchen Maße, daß

George, als sie den langen Weg von ihrem Haus zum wartenden Auto der Wrights herunterkamen, sich zu seiner Frau neigte und ihr zuraunte: »Er ist also der Grund.«

»Ich wünschte, es wäre so«, erwiderte Lillian. »Ist das eine Handtasche, die er bei sich trägt?«

»Ein Transistorradio. Um die Wetterberichte zu hören, möchte ich wetten.«

Der Sakkaro-Junge kam ihnen nachgerannt und schwenkte etwas, was sich als ein Barometer erwies, und alle drei nahmen im Fond Platz. Konversation wurde eingeschaltet und dauerte in höflichem Hin und Her über unpersönliche Themen bis zum Ziel.

Der Sakkaro-Junge war so gesittet und vernünftig, daß selbst Tommie Wright, auf der vorderen Sitzbank zwischen seinen Eltern eingekeilt, durch das Beispiel in einen Anschein von Zivilisiertheit gezwungen wurde. Lillian konnte sich nicht an eine ähnliche angenehme und ruhige Autofahrt erinnern.

Es störte sie nicht im mindesten, daß Mr. Sakkaros kleines Radio eingeschaltet war, konnte man es doch im Fluß der Unterhaltung kaum hören. Und kein einziges Mal sah sie wirklich, daß er es ans Ohr hielt.

Es war ein schöner Tag im Vergnügungspark; warm und trocken, ohne zu heiß zu sein, und mit einer fröhlich strahlenden Sonne am tiefblauen Himmel. Selbst Mr. Sakkaro, der jede Himmelsrichtung aufmerksam beobachtete und immer wieder das Barometer befragte, schien keinen Makel finden zu können.

Lillian geleitete die beiden Jungen zu dem Teil mit den Fahrgeschäften und kaufte genug Eintrittskarten, daß die beiden sich mit jeder Variante zentrifugalen

Sinnenkitzels einmal vertraut machen konnten.

»Bitte«, sagte sie zu der protestierenden Mrs. Sak-karo, »lassen Sie dies meine Einladung sein. Das nächste Mal dürfen Sie sich dann revanchieren.«

Als sie zurückkam, war George allein. »Wo ...«, be-gann sie.

»Bloß drüben beim Süßigkeitenstand. Ich sagte ih-nen, ich würde hier auf dich warten, und wir würden dann zu ihnen kommen.« Er wirkte mißvergnügt.

»Ist was nicht in Ordnung?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich denke bloß, daß er so reich sein muß, daß er völlig unabhängig ist.«

»Was?«

»Ich weiß nicht, womit er sich den Lebensunterhalt verdient. Als ich ein bißchen auf den Busch klopfte ...«

»Ach! Wer ist neugierig, hm?«

»Ich tat es für dich. Also, da sagte er, er beschäftige sich nur mit der Erforschung der menschlichen Na-tur.«

»Wie philosophisch. Das würde vielleicht all diese Zeitungen erklären.«

»Ja, aber mit einem so stattlichen und reichen Mann als Nachbarn sieht es danach aus, als würde auch mir ein unmöglicher Standard gesetzt.«

»Sei nicht albern.«

»Und er kommt nicht aus Arizona.«

»Nicht?«

»Ich sagte, ich hätte gehört, er sei aus Arizona. Darauf machte er ein so überraschtes Gesicht, daß er offensichtlich nicht von dort ist. Dann lachte er und fragte, ob er einen Arizona-Akzent habe.«

»Er hat eine Art von Akzent, weißt du«, meinte Lillian nachdenklich. »Im Südwesten gibt es viele

Leute spanischer Abstammung, also könnte er doch aus Arizona sein. Und Sakkaro könnte ein spanischer Name sein.«

»Mir kommt er eher japanisch vor. Aber komm jetzt, sie winken schon. Um Himmels willen, sieh nur, was sie gekauft haben.«

Jeder der beiden Sakkaros hielt drei Portionen Zuckerwatte in den Händen, riesige Ballen rosigen und weißen Schaumes, der süß auf der Zunge zerging und ein klebriges Gefühl hinterließ.

Die Sakkaros streckten ihnen das Zeug entgegen, und aus Höflichkeit nahm jeder der Wrights eine Portion an.

Dann schlenderten sie die breite Mittelpromenade hinunter, erprobten ihre Geschicklichkeit mit Wurf Pfeilen, mit einem Spiel, wo Bälle in Löcher gerollt werden mußten, und beim Zielwerfen auf bewegte Blechgesichter mit Zylinderhüten. Sie ließen sich fotografieren und nahmen ihre Stimmen auf und prüften die Stärke des Händedrucks.

Schließlich sammelten sie die Jungen ein, die einen äußerst zufriedenen Eindruck machten, und die Sakkaros führten ihren Sprößling als erstes zu einem Süßwarenstand. Tommie gab das Ausmaß seiner Freude über den möglichen Erwerb einer Bockwurst zu verstehen, und George warf ihm eine Münze zu. Der Junge rannte los.

»Offen gestanden«, sagte George, »bleibe ich lieber hier. Wenn ich aus der Nähe zusehen müßte, wie sie noch eine Portion Zuckerwatte verdrücken, würde mir auf der Stelle schlecht. Wenn sie nicht pro Kopf ein Dutzend Portionen gehabt haben, esse ich selbst ein Dutzend.«

»Ich weiß, und jetzt kaufen sie eine paar Portionen für das Kind.«

»Ich wollte Sakkaro zu einer Frikadelle einladen, aber er machte bloß ein grimmiges Gesicht und schüttelte den Kopf. Nicht etwa, daß eine Frikadelle etwas Besonderes wäre, aber nach all der Zuckerwatte müßte sie ein Festmahl sein.«

»Mir brauchst du nichts zu erzählen. Ich bot ihr einen Orangensaft an, und nach der Art zu urteilen, wie sie zusammenzuckte, als sie nein sagte, hätte man meinen können, ich hätte ihr den Saft ins Gesicht geschüttet. Trotzdem, ich denke mir, daß sie eben noch nie in einem solchen Vergnügungspark gewesen sind und Zeit brauchen, um sich auf all das Neue einzustellen. Jetzt stopfen sie sich mit Zuckerwatte voll, um dann zehn Jahre lang keine mehr anzurühren.«

»Ja, vielleicht.« Sie schlenderten auf die Sakkaros zu. »Hast du gesehen, daß Wolken aufziehen?«

Mr. Sakkaro hatte das Transistorradio am Ohr und spähte besorgt nach Westen.

»Ah, er hat es auch gesehen«, meinte George. »Wetten wir, daß er nach Hause will?«

Im nächsten Augenblick waren alle drei Sakkaros bei ihnen, höflich aber beharrlich. Es tue ihnen leid, sie hätten es sehr genossen, sich großartig unterhalten, und die Wrights müßten so bald wie möglich ihre Gäste sein, aber jetzt sei es wirklich höchste Zeit, daß sie nach Haus kämen. Es sehe nach einem Gewitter aus. Mrs. Sakkaro jammerte, daß alle Vorher sagen Schönwetter gemeldet hätten.

George versuchte sie zu trösten. »Es ist schwierig, ein lokales Wärmegewitter vorauszusagen, aber selbst wenn eins kommen sollte, und das ist keines-

wegs sicher, würde es höchstens eine halbe Stunde dauern.«

Worauf der Sakkaro-Junge den Tränen nahe schien, und Mrs. Sakkaros Hand, die ein Taschentuch hielt, unübersehbar zitterte.

»Fahren wir also nach Haus«, sagte George resignierend.

Die Rückfahrt schien sich endlos hinzuziehen. Es gab keine nennenswerte Konservierung. Mr. Sakkaros Transistorradio war jetzt sehr laut, und er schaltete von einem Sender zum nächsten, ständig auf der Suche nach Wettermeldungen. Jetzt war darin von »örtlichen Wärmegewittern« die Rede.

Der Sakkaro-Junge piepste, daß das Barometer falle, und Mrs. Sakkaro, das Kinn in die Handfläche gestützt, starrte trübselig zum Himmel auf und fragte, ob George nicht schneller fahren könne, bitte.

»Es sieht wirklich ziemlich bedrohlich aus, nicht wahr?« sagte Lillian in einem höflichen Versuch, sich die Haltung ihrer Gäste zu eigen zu machen. Aber dann hörte George, wie sie leise »Also, wirklich!« murmelte.

Ein Wind kam auf, trieb den Staub von Wochen in Wolken die Straßen entlang und rauschte unheilverkündend im Laub der Bäume. Als sie in die Straße einbogen, wo sie wohnten, flackerte ein Blitz über den düsteren Himmel, und Donner grollte.

»In zwei Minuten werden Sie sicher daheim sein«, sagte George. »Wir werden es schaffen.«

Er hielt vor der Pforte, die in den weitläufigen Garten der Sakkaros führte, und stieg aus, um ihnen den Wagenschlag zu öffnen. Er glaubte einen Regen-

tropfen zu spüren. Sie waren gerade noch rechtzeitig angekommen.

Die Sakkaros krabbelten eilig heraus, die Gesichter starr vor innerer Spannung, murmelten Dank und stürzten zur Gartenpforte, um dann, wie vom Teufel gejagt, den langen Weg zu ihrem Haus hinaufzurennen.

»Ehrlich«, sagte Lillian, »man könnte meinen, sie wären ...«

Der Himmel öffnete die Schleusen, und der Regen prasselte mit riesigen Tropfen herab, als ob irgendein himmlischer Damm plötzlich geborsten wäre. Hundert Trommelschlegel hämmerten auf das Wagendach, und die Sakkaros, auf halbem Weg zwischen der Straße und ihrer Haustür, blieben stehen und blickten verzweifelt empor.

Ihre Gesichtszüge verschwammen unter dem prasselnden Wolkenbruch; verschwammen und schrumpften und flossen ineinander. Alle drei vergingen, lösten sich in ihren Kleidern auf, die zu drei klebrig-nassen Häufchen zusammenfielen.

Und als die Wrights im Wagen saßen und hinausstarten, gelähmt von Entsetzen, konnte Lillian nicht verhindern, daß sie mechanisch ihren Satz vollendete: »... aus Zucker und hätten Angst, daß sie zergehen könnten.«

*

Mein Sammelband THE EARLY ASIMOV verkaufte sich gut genug, daß Doubleday beschloß, ähnliche Sammelbände von anderen Schriftstellern herauszubringen, die lange genug im Geschäft waren, um eine

frühe Schaffensperiode von einigem Wert zu haben. Der nächste Sammelband in der Serie sollte THE EARLY DEL REY sein (Doubleday 1975), von meinem guten alten Freund Lester del Rey.

Lester hatte sein Buch nicht mit autobiographischen Einzelheiten vollgestopft, wie ich es getan habe; sein Buch sollte ein mehr nüchternes Vehikel zur Darstellung seiner Ansichten über die Kunst des Schreibens sein.

Ich würde mit Vergnügen das gleiche tun, bloß verstehe ich nichts von der Kunst des Schreibens. Was ich tue, tue ich durch blinden Instinkt.

Gelegentlich fällt mir jedoch etwas ein, und in Verbindung mit der vorstehenden Erzählung ist es eine kleinwinzige Regel. Wenn man eine Geschichte schreiben will, vermeide man zeitgenössische Bezüge. Sie datieren eine Geschichte und haben keine bleibende Kraft. Die Erzählung erwähnt einen Sportler namens Schoendienst. Gut und schön, aber wer, zum Henker, war Schoendienst? Erinnern Sie sich? Hat der Name nach eineinhalb Jahrzehnten noch eine Bedeutung?

Und wenn er sie hat, hat es irgendwelchen Sinn, den Leser daran zu erinnern, daß die Erzählung eineinhalb Jahrzehnte alt ist? Gewiß, ich verbrauche ganze Seiten damit, Ihnen zu erzählen, wie alt meine Geschichten sind und was es sonst noch für eine Bewandnis mit ihnen hat, aber das ist etwas anderes. Sie alle sind meine Freunde.

Der Zug zur Sachliteratur dauerte an. Im Frühjahr 1959 überredete mich Leon Svirsky von der Basic Books Inc., ein großes Buch zu schreiben, das den Ti-

tel THE INTELLIGENT MAN'S GUIDE TO SCIENCE tragen sollte und ein Jahr später erschien. Es war mein erster wirklicher Erfolg auf dem Gebiet der Sachliteratur und wurde in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften wohlwollend besprochen. Mein Jahreseinkommen aber verdoppelte sich plötzlich.

Ich tat das alles nicht in erster Linie des Geldes wegen, verstehen Sie, aber meine Familie wuchs, und ich hatte auch nicht die Absicht, Geld wegzuwerfen. Und so war der Drang, zur Fiktion zurückzukehren, wieder um so viel geringer.

Frederick Pohl, der Horace Gold als Herausgeber der Zeitschrift »Galaxy« gefolgt war, versuchte, mir im März 1965 eine Kurzgeschichte zu entlocken, indem er mir ein Titelgemälde zuschickte, das er in einer der nächsten Nummern bringen wollte, und mich bat, etwas darüber zu schreiben. »Sie haben das Titelbild«, sagte er, »also wird es Ihnen leichtfallen.«

Es fiel mir nicht leicht. Ich betrachtete die Darstellung, die ein großes, trauriges, behelmtes Gesicht zeigte, dazu im Hintergrund drei primitive Kreuze, über die Raumfahrerhelme gestülpt waren. Ich konnte mir nichts dabei vorstellen. Ich hätte es Fred sagen und ihm das Titelbild zurückschicken können, aber er war ein alter Freund, und ich wollte nicht, daß ihm angesichts der Erkenntnis, daß es etwas gebe, was ich nicht kann, das Herz bräche. Also unternahm ich eine äußerste Anstrengung und schrieb die folgende Kurzgeschichte, die im August 1965 in »Galaxy« erschien.

Landung ohne Wiederkehr

Die ursprüngliche Verkettung von Katastrophen hatte vor fünf Jahren stattgefunden – fünf Umläufe dieses namenlosen Planeten, HC 12549 d nach der Sternkarte. Mehr als sechs Erdumläufe, aber wer zählte überhaupt noch?

Wenn die Leute zu Hause davon gewußt hätten, so hätten sie vielleicht gesagt, es sei ein heroischer Kampf, ein Menschheitsepos: fünf Männer gegen eine feindliche Welt, gegen die sie sich unter schwierigsten Bedingungen fünf (oder mehr als sechs) Jahre lang behauptet hatten. Und nun hatten sie den Kampf schließlich doch verloren und waren dem Tode nahe. Drei lagen im Sterben, ein vierter hatte die gelb gefärbten Augen noch offen, und der fünfte konnte sich sogar auf den Füßen halten.

Aber es hatte nicht das geringste mit Heldentum zu tun. Sie hatten jahrelang Verzweiflung und Langleweiligkeit abgewehrt und die metallische Blase, die ihre Zuflucht war, nur aus dem durchaus unheroischen Grund instandgehalten, da es sonst nichts zu tun gab, solange sie lebten.

Wenn irgendeiner von ihnen sich vom immerwährenden Überlebenskampf stimuliert fühlte, so war ihm nichts davon anzumerken. Nach dem ersten Jahr hörten sie auf, von Rettung zu sprechen, und nach dem zweiten kamen sie stillschweigend überein, das Wort »Erde« nicht mehr zu erwähnen.

Aber ein Wort blieb immer gegenwärtig. Wenn sie es nicht im Munde führten, war es in ihren Gedanken zu finden: Ammoniak.

Es hatte sich in ihr kollektives Bewußtsein gedrängt, seit sie an jenem unseligen Tag gegen alle Wahrscheinlichkeit eine Notlandung zustandegebracht hatten.

Defekte konnten immer auftreten; auf jeder Reise rechnete man damit, daß dies oder jenes passierte – aber eines nach dem anderen. Ein Kurzschluß legt mehrere Stromkreise lahm – das läßt sich mit einigem Zeitaufwand reparieren. Ein Meteoriteneinschlag beschädigt das Kühlsystem des Fusionsgenerators – auch das kann man reparieren, wenn man sich Zeit nimmt. Eine Bahnberechnung wird unter Streß fehlerhaft ausgeführt, und eine momentan unerträgliche Beschleunigung reißt Antennen und andere Installationen aus ihren Halterungen und betäubt die Besatzung – aber Antennen und Geräte können ersetzt und wieder angebracht werden, und Benommenheit verliert sich mit der Zeit von selbst.

Die Chancen, daß alle drei Ereignisse auf einmal eintreten, sind gering, und noch geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese Verkettung unglücklicher Zufälle in eine Phase schwieriger Annäherungsmanöver fällt, wenn es an der einzigen gültigen Währung für die Berichtigung aller Fehler, nämlich der Zeit, am meisten mangelt.

Im Falle der *Juno* wurde diese eine Chance unter vielen Wirklichkeit, und ihr gelang mit Mühe und Not eine letzte planetarische Landung, von der sie sich nie wieder erheben würde.

Daß sie halbwegs intakt heruntergekommen war, stellte für sich selbst ein kleines Wunder dar. Für die fünf Besatzungsmitglieder war das Überleben zumindest während einiger Jahre gesichert. Darüber

hinaus konnte nur die zufällige Annäherung eines anderen Schiffes helfen, doch damit rechnete niemand. Jeder von ihnen hatte seinen Teil an Zufällen erlebt, und alle waren unglücklich gewesen.

Das war das.

Und das Schlüsselwort hieß »Ammoniak«. Als ihnen die Oberfläche in langsamen Spiralen entgegenkam und ein barmherzig rascher Tod mehr als wahrscheinlich schien, fand Chou irgendwie die Zeit, den Absorptionsspektographen zu beobachten, der noch anzeigte.

»Ammoniak!« rief er. Die anderen hörten ihn, hatten aber keine Zeit, sich darum zu kümmern. Sie kämpften verbissen gegen einen schnellen Tod – zugunsten eines langsamen.

Als sie schließlich auf sandigem Boden mit spärlicher bläulicher(?) Vegetation landeten, umgeben von schilfigem Gras, knorrigen, blätterlosen Gewächsen mit bläulicher Borke und einer vom dünn pfeifenden Wind nur betonten absoluten Stille unter einem wolkengestreiften grünlichen (grünlichen?) Himmel, fiel ihnen das Wort wieder ein.

»Ammoniak?« fragte Petersen langsam.

»Vier Prozent«, sagte Chou.

»Unmöglich.«

Aber es war nicht unmöglich. Nirgendwo stand geschrieben, daß es unmöglich war. Ein Planet von einer bestimmten Masse und Temperatur war fast immer ein wasserreicher Planet und hatte eine von zwei Atmosphären: Stickstoff-Sauerstoff oder Stickstoff-Kohlendioxyd. Im ersteren Fall gab es fortgeschrittenes Leben; im letzteren Fall war es primitiv.

Diese Erfahrung hatte sich so oft bestätigt, daß man

sich meistens mit der Untersuchung von Masse, Volumen und Temperatur begnügte. Eine Atmosphäre dieses oder jenes Typs setzte man als selbstverständlich voraus. Aber die wissenschaftlichen Lehrbücher sagten nicht, daß es so sein mußte, sondern nur, daß es immer so war. Andere Atmosphären waren thermodynamisch möglich, aber äußerst unwahrscheinlich, und so pflegte man sie in der Praxis auch nicht anzutreffen.

Bis jetzt. Die Männer der *Juno* hatten eine gefunden und mußten den Rest ihres Lebens in einer Stickstoff-Kohlendioxid-Ammoniak-Atmosphäre zubringen.

Die Männer wandelten ihr Schiff in eine unterirdische Blase um, in der erdähnliche Lebensbedingungen herrschten. Sie konnten nicht von der Oberfläche abheben, und eine Reparatur des stark beschädigten Senders konnte ihnen kaum helfen, da es Jahre dauern würde, ehe seine Notsignale die Heimat erreichen und Hilfe mobilisieren könnten. Doch die meisten anderen Bordsysteme konnten hergerichtet und wiederverwendet werden. Um die Mängel des Erneuerungssystems auszugleichen, konnten die Gestrandeten sogar innerhalb gewisser Grenzen auf die Luft und das Wasser des Planeten zurückgreifen, vorausgesetzt, sie entzogen ihnen zuvor den Ammoniakanteil.

Sie unternahmen Forschungsexpeditionen, da sich ihre Anzüge in ausgezeichnetem Zustand befanden, und solche Unternehmungen halfen die Zeit hinzubringen. Der Planet war harmlos. Tierisches Leben fehlte, dafür war die spärliche Pflanzenwelt überall vertreten. Alles war blau: ammoniakalisches Chlorophyll, ammoniakalisches Protein.

Sie errichteten ein kleines Laboratorium und analysierten die Pflanzen, studierten mikroskopische Querschnitte und füllten dicke Bände mit ihren Ergebnissen. Sie versuchten einheimische Pflanzen in ammoniakfreier Atmosphäre zu ziehen und scheiterten. Sie beschäftigten sich mit Geologie und untersuchten den Gesteinsmantel des Planeten; sie wurden Astronomen und studierten das Spektrum des Zentralgestirns und berechneten die Umlaufbahnen der Planeten.

Barrère pflegte gelegentlich zu sagen: »Eines Tages werden wieder Menschen hierherkommen, und sie werden den Wissenschatz finden, den wir für sie zusammengetragen haben. Schließlich ist es ein einzigartiger Planet. Bisher war keiner vom erdähnlichen Typ bekannt, in dessen Atmosphäre Ammoniak eine Rolle spielte.«

»Großartig«, sagte Sandropoulos bitter.

Er erforschte die Thermodynamik der Atmosphäre. »Ein metastabiles System«, sagte er. »Das Ammoniak verschwindet durch – geochemische Oxydation, die Stickstoff freisetzt; die Pflanzen nehmen den Stickstoff auf und geben Ammoniak ab, wahrscheinlich infolge eines allmählichen Anpassungsprozesses an das Vorhandensein von Ammoniak. Wenn die Rate des von Pflanzen erzeugten Ammoniaks um zwei Prozent fiele, würde ein Entzugsprozeß einsetzen. Pflanzen würden welken und absterben und das Ammoniak weiter reduzieren, und so weiter.«

»Du meinst, wir könnten das Ammoniak aus der Atmosphäre bringen, wenn wir genug von diesen Pflanzen ausrotten würden?« sagte Wlassow.

»Wenn wir Hubschrauber und geeignete chemi-

sche Vernichtungsmittel hätten und ein Jahr damit arbeiten würden, könnte das gelingen«, sagte Sandropoulos. »Aber wir haben weder das eine noch das andere, und außerdem gibt es eine bessere Möglichkeit. Wenn wir unsere eigenen Pflanzen zum Gedeihen bringen könnten, würde die Bildung von Sauerstoff durch Fotosynthese die Rate der Ammoniakoxydation vermehren. Selbst ein kleiner, örtlich begrenzter Anstieg dieser Oxydation würde den Ammoniakgehalt in der Region verringern, das Wachstum der irdischen Pflanzen weiter stimulieren und die einheimische Pflanzenwelt reduzieren, was zu einer weiteren Abnahme des Ammoniakgehalts führen würde, und so fort.«

So wurden sie während der warmen Jahreszeit Gärtner. Das war ihnen nichts Neues. Das Leben auf erdähnlichen Planeten war gewöhnlich vom Wasser-Protein-Typ, aber die Variationsmöglichkeiten waren unendlich, und die Pflanzen fremder Welten erwiesen sich selten als nahrhaft und noch seltener als wohlschmeckend. Man mußte versuchen, verschiedene Arten irdischer Pflanzen anzusiedeln. Dabei geschah es nicht selten, daß diese oder jene importierte Art die einheimische Flora überrannte und erstickte. Sobald aber die einheimische Flora aus den günstigen Anbaugebieten verdrängt war, konnten andere irdische Pflanzen angebaut werden.

Dutzende von Planeten waren nach diesem Schema in Ableger der Erde umgewandelt worden. Dabei hatten die irdischen Pflanzen Hunderte von widerstandsfähigen Abarten entwickelt, die selbst unter extremen Bedingungen gediehen.

Das Ammoniak würde jede irdische Pflanze zum

Absterben bringen, aber das an Bord der *Juno* vorhandene Saatgut stammte nicht von Originalpflanzen der Erde, sondern von solchen abgehärteten Mutationen. Die Saat ging auf, und die kleinen Pflanzen kämpften hartnäckig ums Überleben, aber die Bedingungen waren zu hart. Einige Arten bildeten schwächliche, kränkliche Triebe, aber keine einzige überlebte das erste halbe Jahr.

Dennoch hielten sie sich besser als das mikroskopische Leben. Die heimischen Bakterien gediehen bei weitem besser als die armselige blaue Pflanzenwelt und erstickten alle Ausbreitungsversuche importierter Mikroorganismen. Der Plan, den fremden Boden zur Unterstützung der Pflanzen mit einer Bakterienflora des irdischen Typs zu infizieren, scheiterte.

Wlassow schüttelte den Kopf. »Es wäre sowieso nicht das Richtige gewesen. Wenn unsere Bakterien überlebt hätten, dann nur durch Anpassung an das Ammoniak.«

Sandropoulos nickte. »Bakterien können uns nicht helfen. Wir brauchen die Pflanzen; sie sind die Träger des sauerstofferzeugenden Systems.«

Barrère sagte: »Dann laßt uns den Boden behandeln. Er steckt voller Ammoniumsalze. Wir werden die Salze herausdörren und die ammoniumfreie Erde wieder ausbreiten.«

»Und was ist mit der Atmosphäre?« fragte Chou.

»In der gereinigten Erde schlagen unsere Pflanzen vielleicht trotz der Atmosphäre Wurzeln. Sie schaffen es so schon beinahe.«

Sie schufteten wie Kulis, aber ohne echtes Ziel vor Augen. Keiner glaubte wirklich, daß es nützen werde, und selbst wenn der Plan sich als brauchbar heraus-

stellte, gab es für sie persönlich keine Zukunft. Aber die Arbeit half die Tage herumbringen.

Als der nächste Frühling kam, hatten sie ihre von Ammoniumsalzen befreite Erde, aber die Pflanzen wollten noch immer nicht gedeihen. Auch Experimente mit gezielten Veränderungen der chemischen Zusammensetzung des Bodens blieben erfolglos. Die schwächlichen Schößlinge erzeugten ihre bescheidenen Mengen Sauerstoff, aber nicht genug, um die Ammoniakatmosphäre aus ihrem labilen Gleichgewicht zu bringen.

»Wir sind auf dem richtigen Weg«, meinte Sandropoulos. »Wir haben das System ins Wanken gebracht. Noch ein kräftiger Stoß, und vielleicht fällt es.«

Ihre Werkzeuge und Ausrüstungen wurden stumpf und nutzten sich ab, und die Zukunft rückte unaufhaltsam näher. Jeder Monat engte den Manövrierraum weiter ein.

Als das Ende schließlich kam, geschah es mit einer beinahe erleichternden Plötzlichkeit. Sie konnten sich die Schwäche und das Schwindelgefühl nicht erklären. Niemand glaubte wirklich an Ammoniakvergiftung. Immerhin lebten sie seit Jahren von den Algen der Hydrokultur ihres einstigen Schiffes, und es war möglich, daß die Algen in dieser langen Zeit selbst mehr und mehr Ammoniak aufgenommen hatten.

Oder vielleicht war es das Werk einheimischer Mikroorganismen, die plötzlich gelernt hatten, sich von ihnen zu ernähren. Es konnten sogar irdische Mikroorganismen sein, die unter den Bedingungen einer fremden Welt mutiert waren.

So kam es, daß drei von ihnen endlich starben, und dank den Umständen ohne große Schmerzen. Sie wa-

ren froh, daß sie es überstanden hatten und den nutzlosen Kampf aufgeben konnten.

Petersen, der einzige der fünf Männer, der noch keine Symptome fühlte (war er immun gegen die Vergiftung oder den Erreger, was immer es war?), beugte sich bekümmert über seinen einzigen noch lebenden Gefährten. »Stirb nicht«, sagte er. »Laß mich nicht allein.«

Chou lächelte matt. »Ich habe keine Wahl ... Aber du kannst uns folgen, alter Freund. Warum weiterkämpfen? Das Werkzeug ist verbraucht, und es gibt keine Möglichkeit mehr, zu gewinnen – wenn es je eine gegeben hat.«

Selbst jetzt wehrte Petersen noch die endgültige Verzweiflung ab, indem er sich auf den Kampf gegen die Atmosphäre konzentrierte. Aber sein Geist war müde, sein Herz erschöpft, und als Chou eine Stunde später starb, blieben ihm vier Tote, um die er sich kümmern mußte.

Er starrte sie an und gab sich den Erinnerungen hin, ließ sie sogar (nun, da er allein war und klagen durfte) auf die Erde übergreifen, die er vor elf Jahren zuletzt gesehen hatte.

Er mußte die Toten begraben. Er beschloß, einige Äste von den bläulichen, unbelaubten einheimischen Bäumen zu sägen und Kreuze daraus zu machen. Auf jedes Kreuz würde er den Raumfahrerhelm des Betroffenen hängen, und die Sauerstoffzylinder würde er unten anlehnen. Leere Zylinder, die den verlorenen Kampf symbolisierten.

Eine alberne Gefühlsduselei für Männer, die nichts mehr wußten und empfanden, und für zukünftige Besucher, die vielleicht nie kommen würden.

Aber nein, er tat es für sich selbst, um seinen Freunden Respekt zu erweisen und sich damit die Selbstachtung zu erhalten, denn er war nicht der Mann, der seine Freunde im Tod unbehütet ließ, so lange er selbst stehen konnte.

Außerdem –

Außerdem? Minutenlang saß er still, in trübe Gedanken versunken.

Schließlich raffte er sich auf. Solange er noch am Leben war, würde er mit den Mitteln weiterkämpfen, die ihm zu Gebote standen. Zuerst aber galt es, die Freunde zu begraben.

Er legte jeden einzeln in ein flach ausgeschaukeltes Grab im entsalzten Boden, den sie so mühsam aufbereitet hatten; begrub sie ohne Leintuch und ohne Kleidung; überließ sie im feindseligen Erdboden nackt dem langsamen Zerfall, den ihre eigenen Mikroorganismen bewirken würden, bevor auch sie in der unausweichlichen Invasion einheimischer Bakterienstämme untergingen.

Am Kopfende eines jeden Grabes errichtete Petersen ein primitives Kreuz, das er mit Helm und Sauerstoffzylindern schmückte, dann wandte er sich in grimmiger Traurigkeit ab und kehrte zu dem vergrabenen Schiff zurück, das er nun allein bewohnte.

Er arbeitete jeden Tag, und Monate später stellte er auch an sich die Symptome fest, die er bei den Gefährten erlebt hatte.

Als er fühlte, daß es zu Ende ging, mühte er sich in seinen Raumanzug und kam ein letztes Mal an die Oberfläche. Er wankte zum Rand der Pflanzungen und brach in die Knie. Die irdischen Pflanzen standen grün und dicht. Sie hatten länger gelebt als je zuvor.

Sie sahen gesund, sogar kräftig aus.

Er und seine Gefährten hatten den Boden bearbeitet und verbessert, die jungen Pflanzen gehegt und gepflegt, und nun hatte er das letzte Werkzeug eingesetzt, das einzige, das ihm geblieben war, und ihnen Dünger gegeben ...

Aus dem langsam verwesenden Fleisch der Menschen kamen die Nährstoffe und Bakterien, die den Durchbruch bewirkten. Aus den Pflanzen kam der Sauerstoff, der das Ammoniak zurückdrängen und den Planeten aus der Ökologischen Sackgasse herausführen würde, in die er geraten war.

Wenn jemals wieder Menschen hierherkämen (Wann? In einer Million Jahre?), dann würden sie eine Stickstoff-Sauerstoff-Atmosphäre und eine begrenzte Flora vorfinden, die seltsam an irdische Flora erinnerte.

Die Kreuze würden verrotten und zerfallen; das Metall würde rosten und sich zersetzen. Die Knochen mochten versteinern und die Zeitalter überdauern, um einen Hinweis auf die Ereignisse zu geben. Die Aufzeichnungen der fünf Jahre, in korrosionsbeständigen Behältern luftdicht versiegelt, mochten gefunden werden.

Aber nichts davon war wichtig. Selbst wenn ihre Gebeine und Aufzeichnungen spurlos untergingen und verwehten, der ganze Planet würde ihr Denkmal sein.

Und Petersen legte sich nieder, um inmitten ihres Sieges zu sterben.

Fred Pohl ändert Titel noch häufiger, als die meisten Herausgeber es tun, und in einigen Fällen trieb er mich damit bis zur Raserei. Doch in diesem Fall lautete mein Titel THE LAST TOOL, und wieder war die herausgeberische Änderung zum Besseren, darum ließ ich es bei FOUNDING FATHER. (Ich hasse es, wenn Fred meine Titel verbessert, aber er läßt sich nicht davon abbringen.)

1967 waren zehn Jahre vergangen, seit ich zur Sachliteratur übergegangen war, und zugleich zehn Jahre, seit ich John Campbell etwas verkauft hatte.

John schloß gerade seine dritte Dekade als Herausgeber der Zeitschrift »Astounding« ab. Zu Beginn der sechziger Jahre hatte er ihren Namen allerdings in »Analog« geändert, und in dieser neuen Inkarnation hatte die Zeitschrift noch nie etwas von mir veröffentlicht.

Also schrieb ich EXILE TO HELL und schickte es John ein. Er nahm es, Gott sei Dank, und es bereitete mir großes Vergnügen, wieder in den Seiten dieser Zeitschrift zu erscheinen, wenn auch nur mit einer kurzen Kurzgeschichte.

Verbannungsort Hölle

»Die Russen«, sagte Dowling in seinem pedantischen Tonfall, »pfl egten ihre Gefangenen nach Sibirien zu schicken. Die Franzosen hatten für den Zweck die Teufelsinsel. Die Engländer verschifften sie nach Australien.«

Er betrachtete nachdenklich das Schachbrett, und seine Hand zögerte einen Moment über dem Läufer.

Parkinson, auf der anderen Seite des Schachbretts, überblickte gelangweilt die Konstellation der Schachfiguren. Schach war natürlich das passende Spiel für EDV-Programmierer, aber unter den Umständen mangelte es ihm an Enthusiasmus. Von Rechts wegen, dachte er verdrießlich, sollte Dowling schlechter daran sein; er programmierte für die Staatsanwaltschaft.

Programmierer hatten eine Tendenz, einige der eingebildeten Wesenszüge des Computers zu übernehmen – den Gleichmut, die Unzulänglichkeit für alles, was der Logik entbehrte. Dowling gab diese Tendenz durch seinen genauen Mittelscheitel und die zurückhaltende Eleganz seiner Kleidung zu erkennen.

Parkinson, der es vorzog, in Rechtsstreitigkeiten für die Verteidigung zu programmieren, schätzte dementsprechend eine absichtliche Lässigkeit in den Einzelheiten seiner Erscheinung.

Er sagte: »Sie meinen also, die Verbannung sei eine von alters her bewährte und nicht sonderlich grausame Bestrafung?«

»Nein, sie ist zweifellos grausam, aber wie Sie rich-

tig sagten, ist sie von alters her bewährt, und in der heutigen Zeit ist sie zu einem nahezu vollkommenen Abschreckungsmittel geworden.«

Dowling zog mit dem Läufer und blickte nicht auf. Parkinson tat es unwillkürlich.

Natürlich gab es nichts zu sehen. Sie waren drinnen, in der bequemen, auf menschliche Bedürfnisse zugeschnittenen Welt, sorgfältig abgeschirmt gegen eine lebensfeindliche Umgebung. Die Nacht dort draußen mußte hell von ihrem Licht sein.

Wann hatte er sie zuletzt gesehen? Schon lange nicht mehr. Er begann zu überlegen, in welcher Phase sie jetzt sein könne. Voll? Oder eine Sichel? Vielleicht nur ein heller Fingernagel von Licht tief am schwarzen Himmel?

Eigentlich hätte jene Welt einen lieblichen Anblick bieten sollen. Einst hatte sie es getan, aber das lag Jahrhunderte zurück, bevor die Raumfahrt üblich und billig geworden und ehe dieser Ort hier ausgebaut worden war. Nun war das liebliche Himmelslicht zu einer neuen und schrecklicheren Teufelsinsel geworden, aufgehängt im Raum.

Sogar der Name wurde kaum noch ausgesprochen, so groß war der Abscheu. Die Leute sagen »es« oder »sie«, wenn sie sich nicht auf eine stumme Aufwärtsbewegung des Kopfes beschränkten.

Parkinson sagte: »Sie hätten mir erlauben sollen, den Fall ohne Berücksichtigung eines Verbannungsurteils zu programmieren.«

»Aber wozu? Es hätte am Ergebnis nichts geändert.«

»Nicht an diesem, Dowling. Aber ich denke an zukünftige Fälle. Künftige Urteile hätten vielleicht im

Geiste eines humaneren Strafvollzugs die Todesstrafe verhängt.«

»In einem Fall von Sachbeschädigung? Sie träumen.«

»Es war eine Affekthandlung. Zugegeben, es handelte sich um beabsichtigte Körperverletzung; aber von vorsätzlicher Sachbeschädigung kann nicht die Rede sein.«

»Das hat nichts zu bedeuten. Fehlender Vorsatz gilt in solchen Fällen nicht als strafmildernd. Sie wissen das.«

»Es sollte aber als strafmildernd gelten. Das ist, worauf ich aufmerksam machen wollte.«

Parkinson schob einen Bauern vor, um seinen Springer zu decken.

Dowling überlegte. »Sie möchten wieder mit der Königin angreifen, Parkinson, aber da haben Sie bei mir kein Glück ...« Und während er nachdachte, sagte er: »Wir leben nicht mehr in primitiven Zeiten, Parkinson. Wir leben in einer überfüllten Welt, in der für Irrtümer kein Spielraum mehr ist. Eine Lappalie wie ein Kurzschluß in einem Hauptkabel kann einen beträchtlichen Teil unserer Bevölkerung gefährden. Wenn Menschen sich in irrationalen Gefühlsaufwalungen an Versorgungsleitungen vergreifen, ist das eine sehr ernste Sache.«

»Ich will das nicht in Abrede stellen ...«

»Sie schienen es aber zu tun, als Sie das Programm der Verteidigung ausarbeiteten.«

»So müssen Sie das nicht sehen. Vergessen Sie nicht, daß Jenkins' unverantwortliche Handlung mich genauso gefährdete wie jeden anderen. Ich bin mir dessen durchaus bewußt. Mein Argument ist ledig-

lich, daß Verbannung nicht die geeignete Strafe sein kann.«

Er klopfte bekräftigend auf das Schachbrett, und Dowling ergriff die Königin, bevor sie umkippte. »Sie irren sich, Parkinson«, sagte er, den Blick auf das Spiel gerichtet. »Es ist die richtige und geeignete Bestrafung, weil es keine härtere Strafe gibt und weil die härteste Strafe dem schlimmsten Verbrechen angemessen ist. Sehen Sie, wir sind uns alle der absoluten Abhängigkeit von einer komplizierten und ziemlich anfälligen Technologie bewußt. Ein Zusammenbruch könnte unser aller Ende bedeuten, und daher spielt es überhaupt keine Rolle, ob der Zusammenbruch vorsätzlich, zufällig oder durch Dummheit herbeigeführt wurde. Wenn ein Mensch wie Jenkins so wenig Verstand hat, daß er mit einem Lasergerät herumfuchtelt, als ob es ein Korkenzieher wäre, dann ist er gemeingefährlich. Die Bevölkerung verlangt die Höchststrafe für eine solche Tat, weil sie sich nur so sicher fühlen kann. Ein rascher, schmerzloser Tod wirkt nicht abschreckend genug.«

»Da bin ich anderer Meinung. Niemand möchte sterben.«

»Die Verbannung dort oben fürchten sie noch mehr. Deshalb hatten wir in den letzten zehn Jahren nur einen solchen Fall, und nur eine Verbannung. Hm – da, jetzt sind Sie dran!« Und Dowling schob seinen Turm ein Feld nach rechts.

Eine Signallampe blinkte. Parkinson sprang auf. »Ende der Programmeingabe. Der Computer wird das Urteil schon haben.«

Dowling blickte phlegmatisch auf. »Haben Sie vielleicht Zweifel, wie der Urteilsspruch lauten wird?

Lassen wir das Brett stehen. Wir können die Partie nachher beenden.«

Parkinson war überzeugt, daß er nach der Urteilsverkündung nicht die Nerven haben würde, die Schachpartie fortzusetzen. Gefolgt von Dowling, eilte er den Korridor entlang zum Gerichtssaal. Sie waren kaum eingetreten, als der Richter bereits erschien und seinen Platz einnahm. Minuten später erschien Jenkins, flankiert von zwei Beamten.

Jenkins wirkte erschöpft und abgehärmt, aber ruhig. Seit er in einem Ausbruch von Haß versucht hatte, einem Arbeitskollegen mit dem Lasergerät den rechten Arm abzutrennen und dabei versehentlich ein elektrisches Hauptkabel unterbrochen und einen ganzen Sektor in Kälte und Finsternis gestürzt hatte, war ihm klar gewesen, welche Folgen dieses schlimmste aller Verbrechen haben mußte.

Parkinson war nicht so ruhig. Er wagte kaum, den Angeklagten offen anzusehen, und wurde von quälenden Überlegungen gepeinigt, was in diesen Augenblicken in Jenkins' Kopf vorgehen mochte. Genöß er noch einmal die vertrauten Annehmlichkeiten, bevor er für immer in die strahlende Hölle verstoßen wurde, die den Nachthimmel ritt? Genöß er die reine, wohltemperierte Luft, das keimfreie Wasser, die weiche Beleuchtung, die auf Sicherheit und Komfort angelegte Umgebung?

Der Richter drückte auf einen Knopf, und die Entscheidung des Computers wurde in den warmen, unaffektierten Klang einer standardisierten menschlichen Stimme umgewandelt.

»Eine sorgfältige Abwägung aller sachdienlichen Beweise und Informationen im Licht der gesetzlich

fundierten Rechtsprechung führt zu dem Schluß, daß Anthony Jenkins in allen Punkten der Anklage des Verbrechens der Sachbeschädigung schuldig ist und die Höchststrafe verdient.«

Im Gerichtssaal selbst waren nur sechs Personen anwesend, aber ein großer Teil der Bevölkerung verfolgte die Fernsehübertragung.

Der Richter erhob sich und verkündete das vom Computer vorgegebene Urteil: »Der Angeklagte wird in Haft bleiben und mit dem nächsten Transportmittel von dieser Welt entfernt und für den Rest seines natürlichen Lebens in die Verbannung geschickt werden.«

Jenkins, der mit hängenden Schultern auf der Anklagebank saß und dumpf vor sich hinstarrte, schien noch mehr in sich zusammenzusinken, aber das war die einzige Reaktion.

Parkinson erschauerte. Wieviele Menschen, so fragte er sich, mochten wie er die Ungeheuerlichkeit einer solchen Bestrafung für ein Verbrechen gleich welcher Schwere empfinden? Wie lange sollte es noch dauern, bis genug Menschlichkeit unter die Menschen käme, daß sie die Strafe der Verbannung abschafften?

Konnte sich überhaupt jemand vorstellen, was es bedeutete, einen Mitmenschen auf einer radioaktiv verseuchten, lebensfeindlichen Welt dem langsamen Strahlentod preiszugeben, schutzlos der Tageshitze und der Nachtkälte ausgesetzt, gepeinigt von Hunger und Durst? Gar nicht zu reden von den Unbilden der Witterung und der ungewohnten Schwere, die einen wie mit Bleigewichten niederzog!

Wie konnte man so unmenschlich sein und jeman-

den – mit welcher Begründung auch immer – aus der freundlichen Geborgenheit des Mondes vertreiben und auf jene Hölle im Himmel verbannen – die Erde?

*

Bedenke ich, was John Campbell mir bedeutet, so fällt es mir schwer, auf seine herausgeberischen Schwächen hinzuweisen – aber er war ein schrecklicher Waschzettelschreiber. In jenen kleinen Anmerkungen zu Beginn meiner Erzählung, die den Zweck haben, das Interesse des Lesers zu wecken und ihn zum Lesen zu verlocken, gab er allzuoft die Pointe der Geschichte preis, nachdem der Autor sein Bestes getan hatte, eben diese Pointe bis zum Schluß zu verbergen.

Hier ist Johns Waschzetteltext zu EXILE TO HELL: »Die Hölle ist natürlich der schlimmste Ort, den man sich vorstellen kann, und der letzte, den man erleben möchte – wie etwa die Fidschiinseln für einen Eskimo, oder die Baffininsel für einen Polynesier ...« Liest man zuerst seinen Begleittext und dann meine Kurzgeschichte, bleibt der letzteren die Faszination von nassen Spaghetti.

Infolge anhaltender Dürre auf dem Gebiet meiner Science Fiction-Produktion wurde es wichtig für mich, nichts aus dem vorhandenen Bestand ungenutzt zu lassen.

Ein Freund von mir, Ed Berkeley, brachte eine kleine Fachzeitschrift für Datenverarbeitung und Automation heraus. (Wenn ich mich recht entsinne, trug sie den Titel »Computers and Automation«.) Im Jahre 1959 hatte er mich gebeten, um unserer Freundschaft

willen eine kleine Geschichte für ihn zu schreiben, und da es mir immer schwerfällt, Anliegen abzuwehren, die mir in dieser Form nahegebracht werden, schrieb ich KEY ITEM für ihn, und er bezahlte mir einen Dollar dafür. Aber dann druckte er die Geschichte nicht ab.

Acht Jahre vergingen, und schließlich sagte ich zu ihm: »He, Ed, was ist eigentlich aus meiner kleinen Geschichte KEY ITEM geworden?«

Darauf sagte er mir, er hätte sich entschlossen, keine Science Fiction zu veröffentlichen.

»Dann gib sie zurück«, sagte ich, und er meinte: »Ach, du kannst sie gebrauchen?«

Ja, ich konnte sie gebrauchen. Ich schickte sie »F & SF« ein, und sie nahmen die kleine Geschichte an und brachten sie im Juli 1968.

Die Schwachstelle

Jack Weaver kroch erschöpft und verdrießlich aus dem Innern der Multivac-Anlage hervor.

Von seinem Platz am Steuerpult, wo er gleichmütig Wache hielt, sagte Todd Nemerson: »Nichts?«

»Nichts«, erwiderte Weaver. »Nichts, nichts, nichts. Kein Mensch kann einen Fehler daran finden.«

»Außer, daß das Ding nicht arbeitet, meinst du.«

»Mit deinem Herumsitzen bringst du uns auch nicht weiter!«

»Ich denke nach.«

»Ah, du denkst nach!« Weaver entblößte höhnisch lächelnd einen Eckzahn.

Nemerson warf seinem Kollegen einen mißbilligenden Blick zu. »Warum nicht? Seit drei Tagen klopfen sechs Gruppen von Technikern alle Funktionen auf Fehler ab und haben nichts gefunden. Da wirst du sicherlich einen erübrigen können, der statt dessen nachdenkt.«

»Da gibt es nichts zum Nachdenken. Wir müssen nachsehen. Irgendwo ist ein Relais hängengeblieben.«

»So einfach ist es nicht, Jack.«

»Wer sagt, daß es einfach wäre? Weißt du, wieviele Millionen Relais wir in der Anlage haben?«

»Das spielt keine Rolle. Wenn es bloß ein hängengebliebenes Relais wäre, hätten die Techniker den Fehler mit dem Testprogramm entdeckt. Multivac kann ihn danach selbst lokalisieren. Das Problem ist, daß die Anlage nicht nur die Antwort auf die ursprüngliche Frage schuldig bleibt, sondern auch auf das Testprogramm keine Reaktion zeigt. Und wenn

wir den Fehler nicht bald finden, wird es eine Menge Ärger geben. Die gesamte Volkswirtschaft hängt von Multivac ab. Jeder weiß das.«

»Ich weiß es auch. Aber was sollen wir machen?«

»Ich sagte es schon: nachdenken. Es muß da einen Punkt geben, den wir völlig übersehen. Sieh mal, Jack, es gibt auf der ganzen Welt keinen Computer, der so hochgezüchtet ist wie Multivac. Immer neue Speichereinheiten und Funktionen wurden eingebaut, das Leistungsangebot immer mehr erweitert. Die Anlage kann inzwischen so viel – zum Teufel, sie kann sogar sprechen und hören. Sie ist praktisch ebenso komplex wie das menschliche Gehirn, nur viel genauer. Da wir das menschliche Gehirn nicht verstehen, warum sollten wir dann Multivac verstehen?«

»Rede keinen Unsinn. Fehlt nur noch, daß du sagst, Multivac sei menschlich, mit menschlichen Eigenschaften.«

»Ja, warum eigentlich nicht?« Nemerson schien in sich zusammenzusinken, während er darüber nachdachte. »Da du es schon erwähnst, warum eigentlich nicht? Könnten wir feststellen, ob Multivac die dünne Trennlinie überschritten hat, wo sie aufhört, eine elektronische Maschine zu sein und anfängt, ein selbständig denkender Verstand zu werden? Gibt es überhaupt eine solche Trennlinie? Wenn der Unterschied zwischen einem Gehirn und der Multivac-Anlage bloß darin besteht, daß ein Gehirn komplizierter ist und wenn wir Multivac ständig ausbauen und komplizierter machen, müßten wir dann nicht irgendwo einen Punkt erreichen, wo ...« Seine Stimme verlor sich in Gemurmel.

»Worauf willst du hinaus?« fragte Weaver unge-

duldig. »Angenommen, Multivac hätte einen selbständig arbeitenden Verstand wie ein Mensch. Wie würde uns das helfen, die Fehlerursache zu finden?«

»Es würde uns auf die Möglichkeit aufmerksam machen, daß die Fehlerquelle nicht technischer Natur sein könnte, sondern – nun ja, menschlicher Natur. Angenommen, man verlangte von dir, daß du aus allen verfügbaren statistischen Daten den Weizenpreis des nächsten Sommers vorausberechnetest, und du antwortest nicht. Warum würdest du nicht antworten?«

»Weil ich es nicht wissen würde. Aber Multivac würde es wissen, weil sie über alle Faktoren und Daten verfügt. Eine Anlage wie Multivac kann auf der Basis weit zurückreichender Daten die wahrscheinlichen Entwicklungen in Politik, Wirtschaft, Wetterablauf, Weltproduktion und Nachfrage bestimmen. Sie macht laufend vergleichbare Analysen und Prognosen.«

»Meinetwegen. Aber angenommen, ich stellte die Frage, und du wüßtest die Antwort, sagtest sie mir aber nicht. Warum nicht?«

»Weil ich einen Gehirntumor hätte«, knurrte Weaver. »Weil ich betrunken wäre. Weil mein Gehirn aus irgendeinem verdammt Grund nicht richtig arbeitete. Das ist genau das gleiche, was wir hier herauszubringen versuchen. Wir suchen nach der Stelle, wo der Defekt eingetreten ist. Nach der Schwachstelle.«

Nemerson drehte seinen Bürosessel vom Steuerpult weg und stand auf. »Paß auf, Jack: Stelle mir die Frage, bei der die Anlage versagte.«

»Wie? Soll ich dir das Band überspielen?«

»Richtig, Jack. Ich möchte hören, was du im Zu-

sammenhang gesagt hast. Du sprichst doch zu Multivac, nicht wahr?«

»Ich muß. Therapie.«

Nemerson nickte. »Ja, das ist es. Therapie. Wir sprechen zu der Anlage und geben vor, sie sei ein menschliches Wesen, damit wir nicht neurotisch werden, weil eine Maschine so viel mehr weiß als wir. So verwandeln wir ein beängstigendes elektronisches Ungeheuer in ein beschützendes Vaterbild.«

»Wenn du es so ausdrücken willst.«

»Nun, das ist längst nicht alles. Eine EDV-Anlage, die so komplex wie Multivac ist, muß sprechen und hören, um einen hohen Wirkungsgrad zu erreichen. Die bloße Eingabe von geschriebenen Texten oder binären Kodes ist auf dieser Ebene nicht mehr ausreichend. Hier wird es notwendig, die Anlage menschlich erscheinen zu lassen, weil sie es in mancher Hinsicht ist. Also, Jack, laß hören. Ich möchte meine Reaktion darauf testen.«

Jack Weaver errötete ein wenig. »Ich finde das albern.«

»Albern oder nicht, es ist wichtig. Also mach schon!«

Es war ein Hinweis auf Weavers Ratlosigkeit und Entmutigung, daß er einwilligte. Mißmutig suchte er unter den Bändern, die zur Kontrolle von allen mündlichen Eingaben mitgeschnitten wurden, fand das gesuchte und legte es in ein Abspielgerät. Aus dem Lautsprecher drang seine Stimme, die in beiläufigem Ton ausgewählte Nachrichten und Informationen über die derzeitige Absatzflaute der Stahlindustrie verlas und mit einer Übersicht über das neueste Zahlenmaterial endete. Zum Schluß sagte sie munter:

»Vorwärts, jetzt! Arbeite das aus und gib uns schnell die Antwort.«

Jack Weaver schaltete das Tonbandgerät aus, dann blickte er mit hochgezogenen Brauen zu seinem Kollegen und murmelte: »Das wär's. Ich kann nichts daran finden.«

Nemerson zuckte mit den Schultern. »Ich weiß zumindest, warum ich in diesem Fall nicht antworten würde, also probieren wir es bei Multivac aus. Sieh zu, daß die Techniker ihre Finger aus den Eingeweiden nehmen. Wenn das geschehen ist, gibst du das Programm einfach als Wiederholung ein. Vorher aber möchte ich eine kleine Änderung auf das Band sprechen. Ich glaube bestimmt, daß es sich lohnen wird, also tue mir den Gefallen. Nur dieses eine Mal.«

Weaver zuckte die Schultern und trat zur Gegensprechanlage. Mit der Begründung, einen Eingabetest machen zu wollen, wies er die im Nebenraum arbeitenden Techniker an, ihre Fehlersuche zu unterbrechen. Dann wartete er und beobachtete das Steuerpult, bis alle Signalleuchten Bereitschaft zeigten.

Nemerson hatte inzwischen die Bandaufnahme ergänzt und reichte sie Weaver, der die Spule mit einem Seufzer in den Aufnahmeschlitz steckte und anlaufen ließ.

Stumm und mit langsam wachsender Spannung hörten sie Weavers Stimme ihren Text vorlesen. Bevor sie zum Schlusssatz kam, knackte es, und Nemersons Stimme kam laut und ein wenig sorgfältig artikuliert aus dem Lautsprecher. Sie sagte: »Das ist alles, Multivac. Arbeite das aus und gib uns die Antwort.« Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: »Bitte!«

Und sofort leuchtete das Arbeitssignal auf und

zeigte, daß die Maschine verstanden hatte und die Aufgabe annahm. Schließlich hat auch eine Maschine Gefühle – wenn sie keine Maschine mehr ist.

*

Übrigens blieb es nicht bei der Veröffentlichung in »F & SF«.

Die »Saturday Evening Post« war 1966 eingegangen, kurz nachdem sie meine Novelle FANTASTIC VOYAGE (Houghton Mifflin, 1966) in Fortsetzungen gebracht hatte, obwohl ich nicht glaube, daß ein Zusammenhang bestand. Für viele unerwartet, erwachte sie jedoch wieder zum Leben, und ihre Herausgeber waren an einigen meiner Erzählungen interessiert. Sie brachten A STATUE FOR FATHER, und im Frühjahr 1972 druckten sie auch KEY ITEM nach.

Die großen Publikumszeitschriften waren jetzt an Science Fiction interessiert. Nicht nur die »Saturday Evening Post« wollte Kurzgeschichten von mir, sondern auch die Jugendzeitschrift »Boy's Life«. Die Redaktion schickte mir eine Illustration mit der Hoffnung, sie werde mich inspirieren, und ich tat mein möglichstes. Das Ergebnis war die Kurzgeschichte THE PROPER STUDY, die in der Septemberausgabe 1968 von »Boy's Life« erschien.

Das geeignete Studium

»Die Demonstration kann beginnen«, sagte Oscar Harding halb zu sich selbst, als das Telefon läutete, um zu melden, daß der General eingetroffen und auf dem Weg zum Obergeschoß sei.

Ben Fife, Hardings jüngerer Partner, stieß die Fäuste in die Taschen seines Labormantels und blickte in mißmutiger Erwartung zur Tür. »Es wird nichts bringen«, meinte er. »Der General ist nicht dafür bekannt, daß er seine Meinung ändert.« Er wandte den Kopf und blickte zu Harding hinüber, der ihm sein hohlwangiges, scharfes Profil unter dem dünnen grauen Haar zeigte. Der alte Mann mochte geniale Züge haben, aber mit seiner Menschenkenntnis war es nicht weit her. Er schien nicht sehen zu können, was für ein Mann der General war.

Als Fife schon nicht mehr mit einer Antwort rechnete, sagte Harding sanft: »Ach, das kann man nie wissen.«

Der General klopfte einmal an die Tür, aber es war nur reine Form, denn er öffnete sofort und marschierte hinein, ohne eine Aufforderung abzuwarten. Zwei Soldaten postierten sich zu beiden Seiten der Tür im Korridor, die Gewehre über den Schultern.

General Grünwald blieb drei Schritte vor dem alten Mann stehen und sagte in sprödem Ton: »Professor Harding!« Er nickte flüchtig in Fifes Richtung und richtete seine Aufmerksamkeit für einen Moment auf den dritten Anwesenden, einen ziemlich stumpfsinnig dreinschauenden Mann, der steif wie eine Puppe abseits auf einem Stuhl saß, umringt von Apparaten

und Instrumenten.

Alles am General war eindeutig, klar, zackig; sein Gang, seine Haltung, seine Redeweise. Er war ganz Linien und Kanten, der geborene Soldat.

»Wollen Sie sich nicht setzen, General?« murmelte Harding. »Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind; seit einiger Zeit habe ich versucht, Sie zu sprechen. Ich verstehe natürlich, daß Sie ein vielbeschäftigter Mann sind.«

»Da ich ein vielbeschäftigter Mann bin«, erwiderte der General, »lassen Sie uns zur Sache kommen.«

»Selbstverständlich, Sir. Ich nehme an, Sie sind über unser Projekt hier unterrichtet. Sie wissen in großen Zügen über das Neurophotoskop Bescheid, nicht wahr?«

»Ihr Geheimprojekt, wie? Natürlich habe ich davon gehört. Ich lasse mich über alle relevanten Neuentwicklungen unterrichten, so gut es geht. Natürlich kommen die Details dabei zu kurz, und ich hätte nichts dagegen, wenn Sie mich etwas eingehender unterrichteten. Aber warum wollten Sie mich sprechen?«

Die Plötzlichkeit der Frage überrumpelte Harding. Er zwinkerte verwirrt, dann faßte er sich und sagte: »Um es kurz zu machen – ich möchte die Aufhebung der Geheimhaltungsvorschriften beantragen. Die Welt soll wissen, daß ...«

»Warum glauben Sie, daß die Welt davon erfahren sollte?«

»Die Neurophotoskopie ist ein wichtiges Problem, Sir, und außerordentlich kompliziert und vielschichtig. Ich würde es gern sehen, wenn Wissenschaftler aus allen Nationen daran mitarbeiteten.«

»Nein, ausgeschlossen. Darüber ist oft genug diskutiert worden. Die Entdeckung ist unser, und wir behalten sie.«

»Es wird eine sehr kleine Entdeckung bleiben, wenn wir sie exklusiv behalten. Lassen Sie mich erklären ...«

Der General blickte stirnrunzelnd auf seine Armbanduhr. »Ich sage Ihnen, es ist völlig nutzlos.«

»Ich habe einen neuen Patienten. Eine neue Demonstration. Da Sie schon gekommen sind, General, wollen Sie nicht eine kleine Weile zuhören? Ich werde auf wissenschaftliche Details weitgehend verzichten und nur sagen, daß die veränderlichen elektrischen Potentiale von Gehirnzellen als winzige, unregelmäßige Wellen aufgezeichnet werden können.«

»Elektroenzephalogramme. Ja, ich weiß. Die gibt es seit einem Jahrhundert. Und ich weiß auch, was Sie damit machen.«

»Hm – ja.« Harding nickte zerstreut. »Die Gehirnwellen tragen ihre Informationen zu kompakt; sie geben uns den ganzen Komplex der Tätigkeit von hundert Milliarden Gehirnzellen auf einmal. Meine Entdeckung war eine brauchbare Methode zu ihrer Umwandlung in farbige Muster.«

»Mit Hilfe Ihres Neurophotoskops«, sagte der General und zeigte auf das Gerät. »Sie sehen, ich erkenne es.« Die Ordensspangen und Auszeichnungen an seiner Brust waren vorschriftsmäßig und millimetergenau angeordnet.

»Ja. Das Neurophotoskop erzeugt Farbeffekte, wirkliche Bilder, die die Luft zu füllen scheinen und sich sehr rasch verändern. Man kann sie fotografieren, und sie sind wirklich schön.«

»Ich habe solche Aufnahmen gesehen«, sagte der General kalt.

»Haben Sie auch den Vorgang selbst beobachtet?«

»Einmal oder zweimal. Sie waren selbst zugegen.«

»Ach, ja ...« Der Professor geriet aufs neue in Verwirrung. Er stammelte: »Aber – aber Sie haben diesen Mann noch nicht gesehen, Sir: unseren neuen Patienten.« Er nickte zu dem Mann auf dem Stuhl, einem Mann mit spitzem Kinn, langer Nase, völlig kahlem Schädel und einem gleichbleibend stumpfsinnigen Gesichtsausdruck. Seine Augen blickten abwesend, waren ins Leere gerichtet.

»Wer ist das?« fragte der General.

»Wir nennen ihn nur Steve. Er ist geistig zurückgeblieben, erzeugt aber die intensivsten und abwechslungsreichsten Muster, die wir bisher gefunden haben. Warum das so ist, können wir noch nicht sagen. Ob es mit seinem Geisteszustand zu tun hat oder nicht ...«

»Wollen Sie mir zeigen, was er kann?« unterbrach ihn der General.

»Gern, wenn Sie zusehen wollen, General.« Harding nickte Ben Fife zu, der sofort in Aktion trat.

Der Patient beobachtete Fife wie gewöhnlich mit sanftem Interesse, tat, wie ihm geheißen wurde, und leistete keinerlei Widerstand. Der leichte Plastikhelm paßte genau auf seinen rasierten Schädel, und jede der zahlreichen Elektroden war genau justiert. Fife versuchte unter der ungewöhnlichen Spannung schnell und sicher zu arbeiten, denn er fürchtete, daß der General wieder auf die Uhr blicken und vorzeitig gehen würde. Als alles vorbereitet war, trat er aufat-

mend zurück. »Soll ich jetzt aktivieren, Professor Harding?«

»Ja, Mr. Fife. Tun Sie es.«

Fife schloß behutsam einen Kontakt, und augenblicklich schien die Luft über Steves Kopf von farbigen Mustern durchwirkt und in Bewegung. Kreise erschienen, dann waren es Kreise in Kreisen, die sich drehten, wirbelten und sich teilten.

Fife verspürte ein deutliches Unbehagen, unterdrückte es jedoch. Das war die Empfindung der Versuchsperson, nicht seine eigene. Auch der General mußte es wahrgenommen haben, denn er rückte auf seinem Stuhl hin und her und räusperte sich vernehmlich.

»Die Muster enthalten nicht mehr Informationen als die Gehirnwellen«, sagte Harding, »aber sie lassen sich viel leichter studieren und analysieren. Die Wirkung ist etwa der eines Mikroskops vergleichbar. Nichts Neues wird hinzugefügt, aber was ist, kann besser beobachtet und gedeutet werden.«

Steves Unbehagen wuchs. Fife fühlte, daß die kalte und kritische Gegenwart des Generals der Anlaß war. Obgleich Steve weder seine Haltung veränderte noch irgendein äußeres Zeichen von Furcht zu erkennen gab, wurden die Farben in den von seinem Geist geschaffenen Mustern zunehmend greller, und in den äußeren Kreisen entstanden disharmonische Verschlingungen und Verknotungen.

Nach einer Weile hob der General die Hand, als wolle er die flackernden Lichterscheinungen wegstoßen. »Was hat das alles zu bedeuten, Professor?« fragte er.

»Mit Steve machen wir raschere Fortschritte denn je. In den zwei Jahren, seit ich das erste Neurophoto-

skop entwickelte, haben wir bereits mehr gelernt als in den fünfzig Jahren davor. Mit Steve und anderen wie ihm, und – ah – mit der Unterstützung anerkannter Wissenschaftler aus aller Welt ...«

»Man hat mir gesagt, Sie könnten mit dieser Methode ein fremdes Bewußtsein erreichen«, sagte der General brüsk.

»Bewußtsein erreichen?« Harding überlegte. »Sie meinen Telepathie? Nun, das ist wohl übertrieben. Dafür sind die Bewußtseinsstrukturen zu verschieden. Die Einzelheiten Ihrer Denkart sind anders als die meinen oder jene irgendwelcher anderer Leute, und die Muster, die das Neurophotoskop in elektrischer Gehirntätigkeit sichtbar macht, stimmen nicht überein. Wir müssen Gedanken in Worte übersetzen, was eine viel grobschlächtere Form der Kommunikation ist, und selbst auf dieser vergleichsweise primitiven Ebene fällt es uns Menschen schwer, untereinander Kontakt zu finden.«

»Ich spreche nicht von Telepathie! Ich spreche von Gemütsbewegung! Wenn die Versuchsperson zornig wird, verspürt auch der Empfänger Zorn. Ist das richtig?«

»In einer Weise trifft das zu, ja.«

Der General war sichtlich erregt. »Diese Dinger da ...« Seine Rechte führte eine zustoßende Bewegung aus, als wollte sie die mittlerweile höchst unerfreulich durcheinanderwirbelnden Muster durchbohren. »Sie können zur Steuerung von Gemütsbewegungen verwendet werden. Durch das Fernsehen übertragen, könnten mittels dieser Muster ganze Bevölkerungen emotional manipuliert werden. Können wir zulassen, daß ein solches Machtmittel in die falschen Hände gerät?«

»Wenn es ein solches Machtmittel wäre«, sagte Harding sanft, »würde es keine richtigen Hände geben.«

Fife runzelte die Brauen. Das war eine gefährliche Bemerkung. Harding schien hin und wieder zu vergessen, daß die alten Zeiten der Demokratie vorüber waren.

Aber der General ließ es durchgehen. Er sagte: »Ich wußte nicht, daß Sie so große Fortschritte gemacht haben. Ich wußte nicht, daß Sie diesen – Steve haben. Sie werden andere wie ihn bekommen. Die Armee wird dieses Projekt unter ihre Fittiche nehmen, Professor. Und Sie werden sehen, daß Sie nicht schlecht dabei fahren werden.«

»Warten Sie, General«, sagte Harding hastig. Er wandte sich zu Fife. »Geben Sie Steve sein Buch, Ben. Wollen Sie so gut sein?«

Fife tat es bereitwillig. Das Buch war einer der neuen Kaleidobände, deren Farbfotografien sich langsam verformten und veränderten, sobald man die betreffende Seite aufschlug. Steve lächelte und streckte begierig die Hände aus, als Fife ihm das Buch reichte.

Beinahe augenblicklich veränderten sich die farbigen Muster über dem Plastikhelm. Die Drehungen verlangsamten sich, die Farben wurden weicher. Die Muster innerhalb der Kreise entwirrten und glätteten sich.

Harding sagte: »General, lassen Sie sich von der Möglichkeit emotionaler Steuerung nicht beunruhigen. Das Neurophotoskop bietet dafür weniger Möglichkeiten, als Sie glauben. Sicherlich gibt es Menschen, deren Gemütsbewegungen manipuliert werden können, aber für solche Leute benötigt man kein Neurophotoskop. Sie sind auch so manipulierbar, reagieren gedankenlos auf Schlagworte, Musik, Uni-

formen, alles mögliche. Hitler gelang es auch ohne Fernsehen, ganz Deutschland hinter sich zu bringen, und Napoleon brachte das gleiche Kunststück fertig, ohne über Radio oder Tageszeitungen mit Massenaufgaben zu verfügen. Das Neurophotoskop bietet nichts Neues.«

»Das glaube ich nicht«, murmelte der General stirnrunzelnd, aber er wurde wieder nachdenklich.

Steve blickte ernst in den Kaleidoband, und die ätherischen Muster beruhigten sich zu fein ziselierten Ornamenten in warmen, langsam pulsierenden Farben.

»Es gibt immer Menschen, die dem Konformismus widerstehen, die gegen den Strom schwimmen«, sagte Harding. »Und das sind die wertvollsten Kräfte der Gesellschaft. Sie werden sich von farbigen Stimmungsmustern genausowenig manipulieren lassen wie von irgendeiner anderen Form der Überredung. Warum also Geld und Zeit für den nutzlosen Humbug einer Stimmungsmanipulation aufwenden? Betrachten wir das Neurophotoskop statt dessen als das erste Instrument, das eine echte Analyse geistiger Funktionen ermöglicht. Das sollte uns vor allem anderen interessieren. Das geeignete Studienobjekt der Menschheit ist der Mensch, wie Alexander Pope einmal sagte, und was ist der Mensch, wenn nicht sein Gehirn?«

Der General schwieg.

»Wenn wir die Funktionsweise des Gehirns erklären können«, fuhr Harding fort, »und endlich lernen, was einen Menschen zum Menschen macht, sind wir auf dem Weg, uns selbst zu verstehen, und es gibt nichts Schwierigeres und zugleich Lohnenderes als

das. Aber wie könnte es von einem Mann, von einem Laboratorium geleistet werden? Wie sollte ein solches Werk gelingen, wenn es unter Geheimhaltung und Furcht vonstatten gehen muß? Die ganze Welt der Wissenschaft muß zusammenarbeiten. General, ich appelliere an Sie: Entlassen Sie das Projekt aus der Geheimhaltung! Machen Sie es der ganzen Menschheit zugänglich!«

Der General nickte nachdenklich. »Ich glaube, Professor, Sie haben doch recht.«

»In Erwartung Ihrer weisen Entscheidung habe ich ein entsprechendes Dokument vorbereitet«, sagte Harding mit einer Verbeugung. »Wenn Sie es unterzeichnen und von Ihren zwei Wachen draußen als Zeugen gegenzeichnen lassen würden ... Wenn Sie den Exekutivausschuß telefonisch über Ihre Entscheidung informieren würden ... Wenn Sie ...«

Alles geschah, wie Harding es wünschte. Vor den Augen des verblüfften Fife wurde alles getan.

Als der General gegangen, das Neurophotoskop ausgeschaltet und Steve in sein Quartier zurückgebracht worden war, erwachte Fife endlich aus seinem Erstaunen.

»Wie ist es möglich, daß er so leicht zu überzeugen war, Professor Harding? Sie hatten Ihre Überlegungen in einem halben Dutzend Denkschriften erläutert, und stets ohne den geringsten Erfolg.«

»Aber ich habe sie nie in diesem Raum dargelegt, während das Neurophotoskop in Betrieb war«, erwiderte Harding. »Und noch nie hatten wir eine so stark projektive Versuchsperson wie Steve. Viele Menschen können einer emotionalen Steuerung widerstehen,

wie ich sagte, aber manche Leute können es nicht. Wer zu Konformismus neigt, läßt sich leicht zur Übereinstimmung mit anderen verleiten. Ich ging von der Überlegung aus, daß jeder, der sich in Uniform wohl fühlt und in der Armee sein Zuhause findet, ziemlich leicht zu beeinflussen ist, gleichgültig, wie mächtig und wichtig er sich vorkommt.«

»Sie meinen, Steve ...«

»Selbstverständlich. Zuerst ließ ich den General das Unbehagen fühlen, dann gaben Sie Steve den Kaleidoband, und die Atmosphäre füllte sich mit Glück und Zufriedenheit. Sie fühlten es auch, nicht wahr?«

»Ja. Gewiß.«

»Ich vermute, daß der General diesem Glücksgefühl, das so plötzlich auf das Unbehagen folgte, nicht würde widerstehen können, und so war es auch. In seiner Euphorie hätte er alles gut gefunden.«

»Aber er wird nicht immer in dieser Stimmung bleiben, nicht wahr?«

»Sicherlich wird er es sich bald anders überlegen, doch braucht uns das nicht zu stören. Ein zusammenfassender Bericht über die Fortschritte in der Anwendung der Neurophotoskopie geht noch heute an die wichtigsten Nachrichtenmedien in aller Welt hinaus. Der General könnte die Meldung vielleicht hier in unserem Land unterdrücken, aber sicherlich nicht im Ausland. Nein, er wird gezwungen sein, das Beste daraus zu machen. Die Menschheit kann endlich ernsthaft mit dem geeigneten Studium der eigenen Natur beginnen.«

Die Illustration war nichts weiter als ein eher primitiv gezeichneter Kopf, umgeben von einer Serie bedeutungsloser psychedelischer Ornamente. Sie sagte mir überhaupt nichts, und es fiel mir furchtbar schwer, dazu die vorstehende Erzählung zu ersinnen. Poul Anderson schrieb gleichfalls eine Kurzgeschichte, die auf derselben Illustration basierte, und hatte wahrscheinlich keinerlei Schwierigkeiten.

Die zwei Kurzgeschichten erschienen in derselben Ausgabe, und es könnte wahrscheinlich interessant sein, die Erzählungen miteinander zu vergleichen und so eine Vorstellung von der unterschiedlichen Arbeitsweise unserer Gehirne zu erhalten – aber wie im Falle von BLANK! bewahrte ich die andere Erzählung nicht auf. Außerdem möchte ich nicht, daß Sie, liebe Leser, Gehirne vergleichen. Poul ist unheimlich intelligent, und Sie könnten mit einigen harten Wahrheiten auf mich zukommen, denen ich mich lieber nicht stelle.

Anfang 1970 wandte sich das »IBM-Magazine« mit einem Zitat von J. B. Priestley an mich, das folgendermaßen lautete: »Zwischen Mitternacht und Morgen, wenn der Schlaf mich flieht und die alten Wunden zu schmerzen beginnen, habe ich oft eine alptraumhafte Vision von einer zukünftigen Welt, in der es Milliarden Menschen gibt, alle numeriert und registriert, doch ohne einen Schimmer von Genius, ohne einen einzigen ursprünglichen Geist, eine reiche Persönlichkeit auf dem ganzen überfüllten Globus.«

Der Herausgeber der Zeitschrift bat mich, auf diesem Zitat aufbauend, eine Kurzgeschichte zu schreiben, und ich tat es in der zweiten Aprilhälfte und

schickte die Arbeit ein. Der Titel lautete »2430 n. Chr.«, und ich nahm Priestleys Zitat darin ernst und versuchte die Welt seines Alptraums zu beschreiben.

Und das »IBM-Magazine« schickte sie zurück. Zur Begründung erklärten sie, sie wollten keine Geschichte, die das Zitat unterstütze; sie wollten eine, die es widerlegte. Nun, das hatten sie bei der Auftragserteilung nicht gesagt.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre ich sehr indigniert gewesen und hätte vielleicht einen ziemlich vernichtenden Brief geschrieben. Doch es war eine harte Zeit für mich, und ich war an einem weiteren Wendepunkt meines Lebens angelangt, und einem sehr traurigen obendrein.

Mit meiner Ehe hatte es seit einigen Jahren gehapert, und schließlich zerbrach sie. Am 3. Juli 1970, kurz vor unserem achtundzwanzigsten Hochzeitstag, zog ich aus und ging nach New York. Ich nahm eine aus zwei Zimmer bestehende Hotelsuite, die für die nächsten fünf Jahre mein Büro sein sollte.

Man kann eine solche Veränderung nicht ohne Trübsal, Sorgen und Schuldgefühle hinter sich bringen. Und eine meiner Sorgen, als ich in den zwei Räumen in einer fremden Umgebung saß und auf die Lieferung meiner Gebrauchsbibliothek wartete, war die Frage, ob ich noch würde schreiben können.

Ich erinnerte mich meiner Kurzgeschichte »2430 n. Chr.«, die ich normalerweise entrüstet zurückverlangt hätte. Doch nun, nur um zu sehen, ob ich es könne, begann ich am 8. Juli 1970, fünf Tage nach meinem Umzug, eine weitere Kurzgeschichte, die Priestleys Zitat widerlegen sollte. Ich nannte sie THE GREATEST ASSET.

Ich schickte das Manuskript dem »IBM-Magazine«, und Sie werden es nicht glauben, aber nachdem sie meine zweite Geschichte gelesen hatten, entschieden sie sich schließlich doch für die erste. Es war völlig verwirrend. War meine zweite Geschichte so schlecht, daß sie die erste gut erscheinen ließ? Oder hatten die Leute es sich anders überlegt, bevor ich die zweite Geschichte geschrieben hatte, und waren bloß nicht dazu gekommen, es mir zu sagen? Ich argwöhne letzteres. Wie auch immer, »2430 n. Chr.« wurde im Oktober 1970 im »IBM-Magazine« veröffentlicht.

2430 n. Chr.

Zwischen Mitternacht und Morgen, wenn der Schlaf mich flieht und die alten Wunden zu schmerzen beginnen, habe ich oft eine alptraumhafte Vision von einer zukünftigen Welt, in der es Milliarden Menschen gibt, alle numeriert und registriert, doch ohne einen Schimmer von Genius, ohne einen einzigen ursprünglichen Geist, eine reiche Persönlichkeit auf dem ganzen überfüllten Globus.

J. B. Priestley

»Mit uns wird er reden«, sagte Alvarez, als sie zusammen zur Tür hinausgingen.

Bunting nickte. »Der soziale Druck muß ihn früher oder später integrieren. Ein komischer Typ. Ich verstehe nicht, wie er der genetischen Anpassung entgehen konnte. Aber reden Sie mit ihm; er irritiert mich so, daß ich zu leicht die Ruhe verliere.«

Alvarez war groß und ziemlich mager, mit der sehnigen Gestalt, die man bei einem Menschen erwartete, der viel von körperlicher Betätigung hielt, der zum Beispiel gewohnheitsmäßig Treppen benutzte und Aufzüge verschmähte, so daß manche nahe daran waren, ihn selbst für einen unsteten und unzuverlässigen Charakter zu halten. Bunting, rundlicher und mehr der Bequemlichkeit zugetan, verließ das Haus nur, wenn es wirklich keine andere Möglichkeit gab, und war infolgedessen sehr bleich.

»Ich hoffe, wir zwei werden ausreichen«, sagte er bekümmert. »Warum sollten wir nicht? Wenn irgend möglich, wollen wir vermeiden, daß die Sache außer-

halb unseres Sektors ruchbar wird.«

»Richtig! Wissen Sie, ich frage mich wirklich, warum es ausgerechnet in unserem Sektor sein muß. Die ganze Welt ist ein einziger Ameisenhaufen, und es muß in unserem Wohnblock sein.«

»Dafür wird man uns als Verdienst anrechnen, wenn wir die Angelegenheit regeln«, sagte Alvarez.

Bounting warf ihm einen zweifelnden Seitenblick zu. »Meinen Sie?«

»Es liegt bei uns.«

Der Bodenbelag aus mit Altgummi gebundenem Feinkies dämpfte ihre Schritte. Sie passierten mehrere Seitenkorridore, die um diese Zeit nur mäßig belebt waren. Ihr Ziel war eine der letzten Wohnungen am Korridor, auf den ersten Blick wie die paar tausend anderer im Block, aber umwittert von etwas Ungreifbarem und Beunruhigendem. Und es lag etwas in der Luft.

»Riechen Sie's?« murmelte Bounting.

»Ich habe es schon des öfteren gerochen«, sagte Alvarez naserümpfend. »Unmenschlich.«

»Buchstäblich!« bekräftigte Bounting. »Er wird nicht erwarten, daß wir sie uns ansehen, oder?«

»Wenn er sie uns zeigen will, können wir leicht ablehnen.«

Sie läuteten, dann standen sie schweigend und warteten, während das Summen des allgegenwärtigen Lebens um sie her, sonst kaum noch wahrgenommen, unerklärlich an Intensität zu gewinnen schien.

Cranwitz öffnete die Tür. Er sah mürrisch aus. Er trug die gleichen Kleider wie sie alle; dünner, grauer Stoff, einfacher Schnitt. An ihm sahen sie jedoch unordentlich und zerknittert aus. Er selbst schien zer-

knittert, das Haar zu lang, die Augen blutunterlaufen und unstet.

»Dürfen wir eintreten?« fragte Alvarez mit kalter Höflichkeit.

Cranwitz trat zur Seite, daß sie passieren konnten.

In der Wohnung war der Geruch stärker. Cranwitz schloß die Tür hinter ihnen, und sie ließen sich unaufgefordert in der engen Wohnküche nieder. Cranwitz blieb stehen und sagte nichts.

Alvarez räusperte sich und begann: »In meiner Eigenschaft als Blockwart und Beauftragter der Sektorenverwaltung, mit Bounting hier als meinem Stellvertreter, muß ich Sie fragen, ob Sie nun bereit sind, sich der sozialen Notwendigkeit zu fügen.«

Cranwitz schien zu überlegen. Als er endlich antwortete, klang seine tiefe Stimme heiser, und er mußte sich räuspern. »Ich will nicht«, sagte er. »Sie können mich nicht zwingen. Meine Familie hatte immer das Recht, und es existiert eine unbefristete behördliche Genehmigung ...«

»Wir wissen das alles, und Gewaltanwendung steht nicht zur Diskussion«, sagte Bounting gereizt. »Wir ersuchen Sie, freiwillig nachzugeben.«

Alvarez stieß den anderen unter dem Tisch an. »Sicherlich sehen Sie ein, daß die Situation nicht mehr die gleiche ist wie zur Zeit Ihres Vaters; ja, nicht einmal wie vor einem Jahr.«

Die Hautfalten unter Cranwitz' langem Kinn zitterten ein wenig. »Das sehe ich nicht ein. Die Geburtenrate ist dieses Jahr um die vorausberechnete Zahl gesunken. Das geht von Jahr zu Jahr so weiter. Warum sollte dieses Jahr anders sein?«

Irgendwie fehlte es seiner Stimme an Überzeu-

gung. Sicherlich wußte er recht gut, warum dieses Jahr anders war, und Alvarez sagte in geduldigem Ton: »Dieses Jahr haben wir das Ziel erreicht. Die Geburtenrate entspricht jetzt genau der Sterberate; die Bevölkerung ist stabil; das Wohnbauprogramm beschränkt sich jetzt auf die Erneuerung des vorhandenen Bestandes; und die Meeresfarmen können den Nahrungsmittelbedarf ohne kostspielige Erweiterungsinvestitionen decken. Nur Sie stehen noch zwischen der Menschheit und der Vollkommenheit.«

»Wegen einiger Mäuse?«

»Wegen einiger Mäuse. Und allerlei anderen Getiers. Meerschweinchen, Kaninchen, Vögel, Eidechsen – ich habe sie nicht gezählt.«

»Aber sie sind die einzigen Überlebenden auf der ganzen Welt. Welchen Schaden können sie schon anrichten?«

»Und welchen Nutzen haben sie?« fragte Bounting.
»Wozu sollen sie gut sein?«

»Sie haben den Nutzen, da zu sein, daß man sie anschauen kann«, sagte Cranwitz. »Es gab mal eine Zeit, als ...«

Alvarez kannte diesen Spruch. Er sagte, mit aller Sympathie, die er in seine Stimme legen konnte (und zu seiner Überraschung mit einem gewissen Maße von echter Sympathie): »Ich weiß. Es gab mal eine andere Zeit! Vor Jahrhunderten! Damals existierten riesige Mengen von Lebensformen wie jenen, an denen Ihnen so viel liegt. Aber wir haben Filme von alledem. Diese Tiere wurden alle sehr sorgfältig in ihren Lebensräumen gefilmt, bevor sie dem Menschen weichen mußten. Jeder kann sie studieren, wenn er sich dafür interessiert.«

»Wie können Sie Filme mit der lebendigen Wirklichkeit vergleichen?« fragte Cranwitz.

Bounting lächelte breit. »Nun, die Filme riechen jedenfalls nicht.«

»Der Zoo war früher viel größer«, klagte Cranwitz. »Jahr für Jahr schrumpften die Bestände zusammen. Alle die großen Tiere! Die Raubtiere. Und die Bäume! Außer kleinen Pflanzen und winzigen Geschöpfen ist nichts mehr übrig. Laßt sie leben.«

»Was soll man damit anfangen?« fragte Alvarez. »Niemand will die Tiere sehen. Die Menschheit ist gegen Sie.«

»Ich weiß; der soziale Druck ...«

»Wenn es wirklichen Widerstand gäbe, könnten wir die Leute nicht überzeugen. Aber sie wollen diese Verzerrungen des Lebens nicht sehen. Sie sind widerwärtig, wirklich. Was kann man mit ihnen anfangen?«

Cranwitz setzte sich zu ihnen an den Tisch. Eine fiebrige Röte war ihm in die Wangen gestiegen. »Ich habe darüber nachgedacht, wissen Sie. Eines Tages werden wir über die Erde hinausgreifen. Die Menschheit wird andere Welten erobern. Dazu wird sie Tiere brauchen, andere Spezies, um diese neuen, leeren Welten zu bevölkern und eine neue Ökologie der Vielfalt zu begründen. Wir werden ...«

Unter den kalten Blicken der anderen zwei versagte ihm die Stimme.

Bounting sagte höhnisch: »Welche anderen Welten werden wir erobern?«

»1969 erreichten wir den Mond«, sagte Cranwitz.

»Gewiß, und nach ein paar Flügen gaben wir es auf. Im ganzen Sonnensystem existiert keine andere

Welt, die menschliches Leben tragen und erhalten könnte.«

»Es gibt Welten, die andere Sonnen umkreisen«, sagt Cranwitz in einem Anflug von Verzweiflung. »Hunderte von Millionen erdähnlicher Welten. Es muß sie geben.«

Alvarez seufzte. »Außer Reichweite, wie Sie recht gut wissen. Wir haben die Erde ausgebeutet und mit unserer Art gefüllt. Wir haben unsere Wahl getroffen, und sie ist die Erde. Es gibt keinen Überschuß zur Finanzierung jener Art von Anstrengung, die für ein Raumfahrtprojekt zur Überwindung von Lichtjahren nötig wäre. Haben Sie sich mit der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts beschäftigt?«

»Es war das letzte Jahrhundert der offenen Welt«, sagte Cranwitz.

»Das war es«, bestätigte Alvarez trocken. »Ich hoffe, Sie haben es nicht nur durch die rosa Brille der Romantik gesehen. Ich habe mich auch mit jener Zeit und ihren Wahnideen beschäftigt. Die Welt war damals noch vergleichsweise leer, nur ein paar Milliarden, aber die Zeitgenossen hielten sie bereits für überbevölkert – und aus gutem Grund. Sie verausgabten mehr als die Hälfte ihrer materiellen Substanz für Kriege und Kriegsvorbereitungen, trieben ihre Wirtschaft in einen selbstzerstörerischen Wachstumsrausch, verschwendeten und vergifteten nach Belieben, überließen das genetische Reservoir dem reinen Zufall und lebten aus dem Vollen, als wäre ihnen das Wohl der eigenen Kinder und Enkel völlig gleichgültig. Natürlich fürchteten sie, was sie die Bevölkerungsexplosion nannten, und träumten in einer Art von Eskapismus vom Erreichen anderer Welten. Das

gleiche würden wir unter solchen Bedingungen tun.

Ich brauche Ihnen die Ereignisse und Erkenntnisse nicht zu erläutern, die alles das änderten, aber lassen Sie sich an ein paar Punkte erinnern, die Sie vielleicht gern verdrängen würden. Aus der Erschöpfung der Rohstoffvorräte, dem Zwang zum friedlichen Zusammenleben der Völker, um der Selbstauslöschung zu entgehen, der Entwicklung der Fusionsenergie sowie der Kunst genetischer Steuerung entstand nach und nach eine qualitativ veränderte Situation, die den Keim unserer neuen Weltordnung in sich trug. Denn in einer friedlichen Welt mit reichlicher und billiger Energie und einer sanftmütigen Bevölkerung konnte die Menschheit sich friedfertig vermehren, und die Wissenschaft hielt mit der Vermehrung Schritt.

Es war im voraus genau bekannt, wieviele Menschen die Erde erhalten kann. Soundsoviele Kalorien Sonnenlicht erreichen die Erde, und mit seiner Hilfe können Grünpflanzen soundsoviele Tonnen Kohlendioxyd fixieren, und soundsoviele Tonnen tierischen Lebens können von diesen Pflanzen erhalten werden. Nach dieser Rechnung konnte die Erde zwei Billionen Tonnen tierischen Lebens erhalten ...«

»Und warum sollten nicht alle zwei Billionen Tonnen menschlichen Lebens sein?« unterbrach Cranwitz.

»Genau.«

»Selbst wenn es die Ausrottung alles anderen tierischen Lebens bedeutete?«

»Das ist das Prinzip der Evolution«, sagte Bounting ärgerlich. »Die Fähigsten überleben.«

Alvarez stieß seinen Kollegen wieder an. »Bounting hat recht, Cranwitz«, sagte er milde. »Die Amphibien

verdrängten die Plakodermen, welche ihrerseits die Trilobiten verdrängt hatten. Die Reptilien verdrängten die Amphibien und wurden ihrerseits von den Säugetieren verdrängt. Nun hat die Evolution endlich ihren Gipfelpunkt erreicht. Die Erde trägt ihre gewaltige Bevölkerung von fünfzehn Billionen Menschen ...«

»Aber wie?« sagte Cranwitz. »Sie hausen in einem einzigen riesigen Steinlabyrinth, das die gesamten Landmassen überzieht, menschlichen Termiten gleich, ohne Pflanzen und Tiere, ausgenommen die wenigen, die ich hier habe. Und die Ozeane sind zu einer einzigen Planktonsuppe geworden. Wir ernten sie unaufhörlich ab, um die Bevölkerung zu ernähren; und ebenso endlos führen wir den Ozeanen organische Abfälle zur Ernährung des Planktons zu.«

»Wir leben sehr gut«, sagte Alvarez. »Es gibt keinen Krieg; es gibt kein Verbrechen. Unsere Geburtenrate ist reguliert; wenn wir sterben, sterben wir friedlich und ohne Schmerzen. Unsere Kinder sind genetisch reguliert, und auf der Erde gibt es jetzt zwanzig Milliarden Tonnen Gehirn; die größte vorstellbare Menge der denkbar höchst entwickelten Materie im Universum.«

»Und was tut all dieses Gehirngewicht?«

Bounting seufzte unüberhörbar, aber Alvarez, noch immer ruhig und geduldig, sagte: »Mein guter Freund, Sie verwechseln die Reise mit dem Ziel. Vielleicht kommt es daher, daß Sie mit Ihren Tieren leben. Als die Erde sich im Entwicklungsprozeß befand, war es notwendig, daß das Leben experimentierte und Risiken einging. Es lohnte sich sogar, verschwenderisch zu sein. Die Erde war damals leer. Sie hatte unendlich viel Raum, und die Evolution konnte

mit zehn Millionen Spezies oder mehr experimentieren – bis die anpassungsfähigste Art gefunden war.

Selbst als die Menschheit auf den Plan getreten war, mußte sie erst den rechten Weg finden. Während sie lernte, nahm sie Gefahren und Risiken auf sich, versuchte das Unmögliche, beging Dummheiten und sogar Verrücktheiten. Aber jetzt ist sie gereift. Sie hat den Weg hinter sich gebracht und ist heimgekommen. Die Menschheit hat den Planeten gefüllt und kann sich der Vollkommenheit erfreuen.«

Alvarez lehnte sich zurück und machte eine Pause, um seine Worte einwirken zu lassen. Dann sagte er: »Wir wollen es so, Cranwitz. Die ganze Welt wünscht Vollkommenheit. In unserer Generation ist sie erreicht worden, und wir beanspruchen das Verdienst daran. Ihre Tiere sind im Weg.«

Cranwitz schüttelte hartnäckig den Kopf. »Sie nehmen so wenig Raum in Anspruch, verzehren so wenig Energie. Wenn alle ausgelöscht wären, hätten Sie wieviel zusätzlichen Raum? Für zwei oder drei weitere Menschen? Drei von fünfzehn Billionen?«

Bounting sagte: »Drei Menschen repräsentieren weitere vier bis fünf Kilogramm menschlichen Gehirns. Womit wollen Sie fünf Kilogramm menschlichen Gehirns aufwiegen?«

»Aber Sie haben doch schon Milliarden Tonnen davon!«

»Ich weiß«, sagte Alvarez, »aber der Unterschied zwischen Vollkommenheit und weniger als Vollkommenheit ist der zwischen Leben und weniger Leben. Die Menschheit schickt sich an, dieses Jahr 2430 n. Chr. zu feiern, denn es ist das Jahr, in dem der Planet nach den Berechnungen der Computer endlich

voll ist. Das Ziel ist erreicht, das Bemühen der Evolution von Erfolg gekrönt. Sollen wir das Ziel um drei Personen verfehlen – selbst wenn es drei von fünfzehn Billionen sind? Es wäre ein geringfügiger, ein winziger Mangel, aber es wäre einer.

Überlegen Sie, Cranwitz! Die Erde hat fünf Milliarden Jahre auf diese Erfüllung gewartet. Sollen wir noch länger warten? Wir können und werden Sie nicht zwingen, aber wenn Sie freiwillig nachgeben, so werden Sie für jedermann ein Held sein.«

»So ist es«, bekräftigte Bunting. »Bis in die ferne Zukunft hinein werden die Menschen sagen, daß Cranwitz handelte und mit diesem einen Akt Vollkommenheit erreicht wurde.«

»Und die Menschen werden sagen, daß Alvarez und Bunting ihn dazu überredeten«, sagte Cranwitz, den Tonfall des anderen nachahmend.

»Nur wenn unsere Bemühungen erfolgreich sind«, erklärte Alvarez ohne erkennbare Verärgerung. »Aber sagen Sie mir, Cranwitz, können Sie dem erleuchteten Willen von fünfzehn Billionen Menschen für immer widerstehen? Welches auch Ihre Motive sein mögen – und ich anerkenne, daß Sie in Ihrer Weise ein Idealist sind –, können Sie dem Rest der Menschheit wirklich dieses letzte Stück Vollendung vorenthalten?«

Cranwitz blickte schweigend auf den Boden, und Alvarez bedeutete Bunting mit erhobenen Brauen, nichts zu sagen. Das Stillschweigen dauerte an, während die Minuten dahinkrochen.

Dann sagte Cranwitz in heiserem Flüsterton: »Kann ich noch einen Tag mit meinen Tieren haben?«

»Und dann?«

»Dann werde ich nicht mehr zwischen der Menschheit und der Vollkommenheit stehen.«

»Ich werde es die Welt wissen lassen«, sagte Alvarez. »Man wird Sie ehren.«

Und er und Bunting gingen.

In den kontinentalen Betonlandschaften lagen einige fünf Billionen Menschen in sanftem Schlummer; einige zwei Billionen aßen friedlich; eine halbe Billion gab sich mit Bedacht den Freuden der Liebe hin. Andere Billionen unterhielten sich ohne Erregung, bedienten ruhig und gewissenhaft Maschinen, lenkten Fahrzeuge, organisierten Mikrofilm-Bibliotheken oder erheiterten ihre Mitmenschen. Billionen legten sich schlafen, Billionen standen auf; und die Routine änderte sich nie.

Die Maschinenanlagen arbeiteten und kontrollierten sich selbst. Die Plankton- und Algensuppe der Ozeane dampfte unter der Sonne, und die Zellen teilten und teilten sich, während Schleppnetze sie vierundzwanzig Stunden am Tag an Bord von Fabrikschiffen oder zu Verarbeitungsstätten an den Küsten brachten, wo die gewonnenen Proteine getrocknet und weiterverarbeitet wurden.

Und in den kontinentalen Städten wurden allenthalben menschliche Ausscheidungen gesammelt und bestrahlt und getrocknet, und menschliche Leichen wurden gemahlen und behandelt und getrocknet, und so unablässig den Ozeanen die Nahrungsstoffe entnommen wurden, so unablässig wurden ihnen die Stoffwechselprodukte wieder zugeführt. Und während alles das vor sich ging, wie es seit Dekaden vor sich gegangen war und vielleicht noch in tausend

Jahren vor sich gehen würde, fütterte Cranwitz ein letztes Mal seine kleinen Geschöpfe, streichelte ein Meerschweinchen, hob eine Schildkröte auf, um in ihre glänzenden, nicht verstehenden Augen zu blicken, fühlte einen Halm lebendigen Grases zwischen den Fingern.

Er bedachte sie alle mit seiner Aufmerksamkeit – die letzten lebenden Organismen auf Erden, die weder Menschen noch Nahrung für Menschen waren; und dann riß er die Pflanzen aus ihren Kübeln und Blumentöpfen und tötete sie. Er trug eine Gasflasche in das Zimmer, worin er seine Tiere hielt, schloß Tür und Fenster und öffnete das Ventil. Nicht lange, und seine Schützlinge regten sich nicht mehr, und bald lebten sie nicht mehr.

Die letzten Tiere waren tot, und zwischen der Menschheit und der Vollkommenheit war nur noch Cranwitz, dessen Gedanken bei alledem rebellisch von der Norm abwichen. Aber für Cranwitz gab es auch das Gas, und er wollte nicht leben.

Und danach herrschte wirklich Vollkommenheit, denn auf der ganzen Erde mit ihren fünfzehn Billionen Einwohnern und zwanzig Milliarden Tonnen menschlichen Gehirns gab es nun, da Cranwitz nicht mehr war, keinen verwirrenden Gedanken, keine ungewöhnliche Idee mehr, die universale Sanftmut zu stören, welche bewies, daß der ideale Zustand absoluter Ausgewogenheit erreicht war.

*

Obwohl »2430 n. Chr.« veröffentlicht und sehr großzügig honoriert wurde, ließ es meine neurotischen

Ängste unbeschwichtigt. Diese Erzählung war entstanden, als ich noch in Newton gelebt hatte. Die andere aber, die man nicht genommen hatte, war in New York entstanden.

Also ging ich mit THE GREATEST ASSET zu John Campbell (wir lebten jetzt zum ersten Mal seit einundzwanzig Jahren wieder in derselben Stadt) und erzählte ihm die Geschichte vom »IBM-Magazine«. Ich sagte, ich würde ihm gern die von IBM verschmähte Erzählung geben, könne aber verstehen, wenn er das Manuskript unter diesen Umständen nicht annehmen wolle.

Der gute alte John zuckte die Schultern und sagte: »Ein Herausgeber muß nicht unbedingt der gleichen Meinung sein wie ein anderer.«

Er las die Geschichte und kaufte sie. Ich hatte ihm nichts von meiner verrückten Befürchtung gesagt, in der ungewohnten New Yorker Umgebung nicht schreiben zu können, denn ich schämte mich dieser Schwäche, und John war noch immer der große Mann, vor dem ich mich nicht in meiner Rolle als Esel zeigen mochte. Doch indem er diese Kurzgeschichte annahm, fügte er den vielen Gefälligkeiten, die er mir erwiesen hatte, eine weitere hinzu.

(Und für den Fall, daß Sie sich Sorgen machen, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß meine Jahre in New York bisher sogar noch fruchtbarer gewesen sind, als die Jahre in Newton es waren. Ich blieb 57 Monate in meinem Zweizimmer-Büro und brachte in dieser Zeitspanne 57 Bücher heraus.)

Der größte Aktivposten

Die Erde war wie ein großer Park. Lou Tansonias sah sie vor sich anschwellen, während er sie düster aus der Mondfähre betrachtete. Eine verhältnismäßig große Nase spaltete sein hageres Gesicht in ungleichen Hälften, die immer traurig aussahen – diesmal aber in genauer Widerspiegelung seiner Stimmung.

Er war nie so lange fort gewesen – fast einen Monat – und ihn erwartete eine nicht sehr angenehme Akklimatisierungsperiode, sobald die Wirkung der Erdschwere fühlbar wurde.

Doch das war nicht der Grund seiner Traurigkeit, mit der er die Erde größer werden sah.

Solange der Planet eine dunkelblaue, mit weißen Spiralen umkränzte Scheibe gewesen war, glänzend in der Sonne, die der Fähre über die Schulter schien, hatte er noch seine urtümliche Schönheit gehabt. Als die gelegentlichen Flecken gelbbrauner und grünlicher Pastelltöne durch die Wolken blinzelten, hätte es immer noch der Planet sein können, wie er seit einer halben Milliarde Jahren gewesen war, seit das Leben aus den Ozeanen auf das Festland übergegriffen und die Täler und Ebenen mit Grün gefüllt hatte.

Erst wenn man ganz nahe herankam, zeigte sich die Zahmheit.

Nirgendwo gab es natürliche Wildnis. Lou hatte nie eine gesehen; er hatte nur darüber gelesen und in alten Filmen oberflächliche Eindrücke davon gewonnen.

Die artenarmen Wälder standen sorgfältig ausgerichtet in Reih und Glied, und kein Baum hatte die

Chance, einen bedeutenden Umfang anzusetzen. Die Felder wurden maschinell bestellt, gedüngt und abgeerntet, und die wenigen noch existierenden Haustierarten waren durch Zuchtwahl und genetische Umprogrammierung zu raschwüchsigen, empfindlichen Fleisch- und Milchlieferanten geworden.

Wildtiere waren so selten geworden, daß ihr Anblick einer Sensation gleichkam. Der umfangreiche Einsatz von versprühten Insektiziden hatte im Laufe vieler Dekaden sogar die Insekten an den Rand der Auslöschung gebracht, und mit ihnen waren Wildblumen und Sträucher und die Mehrzahl der Vögel verschwunden. Große Wildtiere gab es nur noch in den Zoos, deren Zahl langsam zurückging.

Selbst Katzen und Hunde waren selten geworden, denn wenn jemand schon ein Haustier haben mußte, war es viel patriotischer, einen Hamster zu halten.

Daraus auf einen Rückgang des Lebens auf der Erde zu schließen, wäre indes völlig verfehlt gewesen. Die Quantität tierischen Lebens war so groß wie nie zuvor, aber der größte Anteil davon entfiel auf nur eine Art – Homo sapiens. Und trotz allem, was die Ministerien für Umwelt und Ökologie tun konnten (oder tun zu können behaupteten), nahm dieser Anteil von Jahr zu Jahr langsam zu.

Wann immer Lou daran dachte, und er dachte häufig daran, tat er es mit einem erbitterten Bewußtsein des Verlusts. Er mußte freilich zugeben, daß die menschliche Gegenwart unauffällig war. Solange die Fähre sich in einer Umlaufbahn befand, sah man überhaupt keine Zeichen menschlicher Besiedlung.

Die wuchernden Städte der chaotischen Dekaden des Industriezeitalters waren verschwunden. Aus der

Luft konnte man den Verlauf der alten Autobahnen und Fernstraßen an dem Abdruck erkennen, den sie der Vegetation noch immer mitteilten, aber am Erdboden war von ihnen keine Spur mehr zu entdecken. Überhaupt sah man an der Oberfläche selten einzelne Menschen, was leicht zu falschen Vorstellungen Anlaß geben konnte, denn sie waren da, nur unter der Erde. Ein Milliardenheer von Termiten, arbeiteten und lebten sie in unterirdischen Fabriken und Stadtssystemen.

Die zahme Welt lebte von Sonnenenergie und war frei von Hader, aber das Ergebnis war Lou verhaßt.

Im Augenblick gelang es ihm allerdings, diese Empfindungen aus seinen Gedanken zurückzudrängen, denn nach monatelangen vergeblichen Bemühungen sollte er nun doch Adrastus sprechen. Um das zu erreichen, hatte er alle denkbaren Hebel in Bewegung setzen müssen.

Ino Adrastus war der Generalsekretär für Ökologie in den Vereinten Nationen. Es war ein wenig bekanntes Amt, aber Eingeweihte nannten es nicht ganz zu Unrecht den wichtigsten Posten auf Erden, denn sein Inhaber kontrollierte so gut wie alles und hatte weitgehende Machtbefugnisse.

Adrastus selbst sah die Dinge weniger dramatisch und machte daraus keinen Hehl. Er war ein eher unauffälliger, untersetzter Mann mit grausträhnigem, braunem Haar, dessen trüb gewordene blaue Augen aus fein gerunzelten, faltigen Lidern blinzelten.

»Die Wahrheit ist, daß ich kaum jemals eine Entscheidung treffe, die wirklich meine eigene ist«, sagte er zu Jan Marley. »Die Anordnungen, die ich unter-

zeichne, sind nicht wirklich meine. Ich unterzeichne sie, weil es psychologische Widerstände geben würde, wenn ich dies von Computern tun ließe. Aber wissen Sie, nur die Computer können diesen Arbeitsanfall bewältigen.

Die Behörde erhält jeden Tag eine unglaubliche Menge Daten aus aller Welt, die sofort bearbeitet werden müssen. Diese Daten betreffen nicht nur Geburten- und Sterbeziffern, Bevölkerungsverlagerungen, Produktions- und Verbrauchsziffern, sondern ebenso alle erkennbaren Veränderungen der Pflanzenwelt und der Tierpopulationen, sowie sämtliche Meßergebnisse des weltweiten Netzes von Stationen zur Überwachung der Luft, der Gewässer und des Bodens. Die Informationen werden sortiert, ausgewertet und gespeichert, und aus dem gesammelten Informationsmaterial beziehen wir die Antworten auf unsere Fragen.«

»Auf alle Fragen?« erkundigte sich Marley mit einem schlaun Seitenblick.

Adrastus lächelte. »Wir lernen, keine Fragen zu stellen, auf die es keine Antworten gibt.«

»Und das Ergebnis der ganzen Bemühungen«, sagte Marley, »ist ein ökologisches Gleichgewicht?«

»Richtig, aber ein besonderes ökologisches Gleichgewicht. Während der gesamten Geschichte unseres Planeten ist dieses Gleichgewicht aufrechterhalten worden, aber immer auf Kosten von Katastrophen. Nach vorübergehendem Ungleichgewicht wurde die Balance durch Hungersnot, Epidemie, Klimaveränderungen und dererlei wiederhergestellt. Jetzt erhalten wir das Gleichgewicht durch tägliche Korrekturen und Anpassungen, indem wir niemals zulassen, daß

Ungleichgewichte ein gefährliches Ausmaß annehmen können.«

Marley sagte: »Das erinnert mich an einen Ausspruch, den Sie einmal taten: ›Der größte Aktivposten der Menschheit ist ein ökologisches Gleichgewicht.««

»Ja, das soll ich gesagt haben.«

»Es steht hinter Ihnen an die Wand geschrieben.«

»Nur die drei ersten Worte«, erwiderte Adrastus trocken. »›Der größte Aktivposten.««

»Sie brauchen den Ausspruch nicht zu vervollständigen.«

»Was kann ich Ihnen sonst noch sagen?«

»Könnte ich einige Zeit bei Ihnen verbringen und Ihnen bei der Arbeit zusehen?«

»Sie werden einen privilegierten Büroangestellten sehen, sonst nichts.«

»Oh, das glaube ich nicht. Haben Sie Verabredungen, bei denen ich zugegen sein könnte?«

»Eine Verabredung, die heute für Sie in Frage käme; ein junger Mann namens Tansonja; einer von unseren Mondleuten. Wenn Sie wollen, können Sie dabei sein, falls Sie Wert darauf legen.«

»Mondleute? Ich verstehe nicht ...«

»Leute von den lunaren Anlagen und Laboratorien. Wir sind froh, daß uns der Mond als Versuchsgelände und für bestimmte schmutzige Technologien zur Verfügung steht. Andernfalls müßte alles auf der Erde stattfinden, und es gibt schon so genug Schwierigkeiten mit der Ökologie.«

»Sie meinen, auf dem Mond finden nukleare Tests und Arbeiten mit strahlendem Material statt?«

»Ich meine vieles.«

Lou Tansonias Miene war eine Mischung aus kaum unterdrückter Erregung und Besorgnis. »Ich bin froh, diese Gelegenheit zu haben, Herr Generalsekretär«, sagte er atemlos. »Ich hatte Sie schon lange sprechen wollen.«

»Ich bedaure, daß es nicht eher zu machen war«, sagte Adrastus. »Ich habe mich erkundigt und eine ausgezeichnete Beurteilung Ihrer Arbeit bekommen. Der andere Herr dort ist Jan Marley, ein Schriftsteller, und Sie brauchen sich durch seine Anwesenheit nicht gestört zu fühlen.«

Lou warf dem Mann einen kurzen Blick zu und nickte, um sich mit erneutem Eifer Adrastus zuzuwenden. »Herr Generalsekretär ...«

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Adrastus.

Lou folgte der Aufforderung mit der Ungeschicklichkeit, die man von einem erwartete, der sich den veränderten Bedingungen auf der Erde anpassen muß. »Herr Generalsekretär«, fing er wieder an, »ich wende mich an Sie persönlich in der Angelegenheit meines Genehmigungsgesuchs Nummer ...«

»Ich kenne es.«

»Sie haben es gelesen, Sir?«

»Nein, ich nicht, aber der Computer. Es ist abgelehnt worden.«

»Ja, darum bin ich gekommen! Ich bitte Sie um eine Revision der Entscheidung.«

Adrastus schüttelte lächelnd den Kopf. »Das ist eine schwierige zu erfüllende Bitte. Ich weiß nicht, woher ich den Mut nehmen sollte, eine begründete Entscheidung des Computers zu annullieren.«

»Aber Sie müssen es tun«, sagte Tansonias eindringlich. »Mein Arbeitsgebiet ist die Steuerung von Erbanlagen.«

»Ja, ich weiß.«

»Und die Genetik«, fuhr Tansonja fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, »ist die Magd der Medizin, und das sollte nicht sein. Jedenfalls nicht in dem Umfang, wie es jetzt der Fall ist.«

»Komisch, daß Sie so denken. Sie sind selbst Mediziner, und ich habe mir sagen lassen, daß Sie gute Erfolge bei der genetischen Vorbeugung von Erbkrankheiten erzielt haben.«

»Ja, aber das will ich nicht weiterführen. Das können andere tun. Erbkrankheiten sind nur ein Detail und können lediglich bedeuten, daß die Sterblichkeitsrate ein wenig absinken wird und ein entsprechender Druck in die Richtung einer Bevölkerungszunahme erfolgt. Ich bin daran nicht interessiert.«

»Sie schätzen das menschliche Leben nicht hoch ein?«

»Meine Wertschätzung des menschlichen Lebens ist nicht unbegrenzt. Es gibt zu viele Menschen auf Erden.«

»Ich weiß, daß manche Leute so denken.«

»Auch Sie sind einer von diesen Leuten, Herr Generalsekretär. Sie haben Artikel veröffentlicht, aus denen es hervorgeht. Und die Folgen davon sind jedem denkenden Menschen offenbar – Ihnen mehr als jedem anderen. Übervölkerung bedeutet Enge und Unbequemlichkeit, und um diese Dinge zu verringern, muß die private Wahlfreiheit verschwinden. Sind genug Menschen auf einem Platz zusammengedrängt, so können sie sich nur dann alle niedersetzen, wenn sie es alle zugleich tun. Ist eine Menge eng genug zusammengedrängt, so kann sie sich nur durch geordnetes Marschieren rasch von einem Punkt zu

einem anderen bewegen. Die Menschheit ist im Begriff, eben das zu werden: eine blindlings marschierende Menge, die nicht weiß, wohin es geht.«

»Haben Sie diese Ansprache lange eingeübt, Mr. Tansonia?«

Lou Tansonia errötete ein wenig. »Und die anderen Lebensformen mit Ausnahme der Pflanzen, die wir essen, werden mehr und mehr zurückgedrängt, sowohl was die Vielfalt der Arten als auch was die Zahl der Individuen betrifft. Mit jedem Jahr verarmt das ökologische System mehr.«

»Es bleibt im Gleichgewicht.«

»Aber es verliert an Farbe und Reichtum, und wir wissen nicht einmal, ob diese Art von Gleichgewicht gut ist. Wir akzeptieren es nur, weil wir nichts anderes haben.«

»Was würden Sie vorschlagen?«

»Fragen Sie den Computer, der mein Gesuch ablehnte. Ich möchte ein Programm zur genetischen Erforschung und Behandlung einer breiten Vielfalt von Arten ins Leben rufen, das sich mit Würmern ebenso beschäftigt wie mit Säugetieren. Mit Hilfe dieses Programms möchte ich aus dem dahinschwindenden Material eine neue Mannigfaltigkeit erschaffen, bevor es unwiederbringlich verlorengeht.«

»Zu welchem Zweck?«

»Um ein verbessertes, zugegebenermaßen künstliches ökologisches System einzuführen. Ein System, das gleich dem alten natürlichen auf der Verschiedenartigkeit der pflanzlichen und tierischen Arten und Formen beruht.«

»Was würden Sie damit gewinnen?«

»Ich weiß es nicht. Wenn ich genau wüßte, was da-

bei zu gewinnen wäre, bestünde keine Notwendigkeit für das Forschungsprojekt. Übrigens bin ich überzeugt, daß es in diesen Fragen der Wiederherstellung eines möglichst naturnahen ökologischen Systems verfehlt wäre, in wirtschaftlichen Kategorien des unmittelbaren materiellen Nutzeffekts zu denken. Ein Gewinn wäre es in jedem Fall, und wir würden mehr über das komplizierte System von Wechselwirkungen innerhalb der Ökologie erfahren. Bisher haben wir nur genommen, was die Natur uns gegeben hat. Dann haben wir das System ruiniert und heruntergewirtschaftet und zuletzt mit den ausgeplünderten Resten vorliebnehmen müssen. Warum nicht eine Rekonstruktion versuchen und diese studieren?«

»Sie wollen diese Rekonstruktion auf gut Glück durchführen? Willkürlich?«

»Wir wissen nicht genug, um es anders zu machen. Die Antriebskraft der experimentellen Genetik ist die willkürliche, zufällige Mutation. Auf die Medizin angewandt, muß diese Zufälligkeit um jeden Preis auf ein Minimum herabgesetzt werden, weil man einen spezifischen Effekt sucht. Ich möchte gerade die zufällige Komponente der Erbgutveränderung nutzen.«

Adrastus runzelte die Stirn. »Und wie wollen Sie eine sinnvolle Ökologie aufbauen? Wird sie nicht mit der bereits existierenden Ökologie durcheinandergelassen und sie möglicherweise aus dem Gleichgewicht bringen? Das wäre etwas, was wir uns nicht leisten können.«

»Ich habe selbstverständlich nicht die Absicht, die Experimente auf der Erde durchzuführen«, sagte Lou Tansonia. »Auf dem Mond haben wir alle Einrichtungen, und keine durch Veränderung des Erbguts

erzeugte neue Gattung würde ohne sorgfältige Vergleichstests und Verhaltensanalysen in das bestehende ökologische System eingebracht. Sicherlich ließen sich auch hier auf der Erde Freiräume für entsprechende Feldversuche einrichten, etwa auf landfernen, isolierten Inseln ...«

»Aber wozu das Ganze gut sein soll, können Sie nicht sagen.«

»Ich kann keinen wirtschaftlichen Nutzeffekt nachweisen, wenn Sie das meinen. Aber wie könnte ein solches Programm nicht umhin, Gutes zu stiften? Es wird die Erde bereichern und das Wissen auf den Gebieten vermehren, wo wir es am meisten brauchen.« Er zeigte auf die Inschrift hinter Adrastus. »Sie sagten es selbst, Herr Generalsekretär: ›Der größte Aktivposten der Menschheit ist ein ökologisches Gleichgewicht.‹ Ich biete Ihnen eine Möglichkeit, Grundlagenforschung in experimenteller Ökologie zu betreiben; etwas, was noch nie getan worden ist.«

»Wieviele Inseln würden Sie für Ihre Versuche benötigen?«

Tansonia zögerte. »Zehn ...?« meinte er zögernd. »Das müßte einstweilen reichen, um alle Klimazonen abzudecken.«

»Nehmen Sie fünf«, sagte Adrastus. Er zog den Aktendeckel mit dem Genehmigungsgesuch zu sich heran und schrieb mit rascher Hand etwas auf das Deckblatt, womit er die Computerentscheidung annullierte.

Danach sagte Marley: »Wie können Sie hier sitzen und mir erzählen, Sie wären nichts als ein privilegierter Büroangestellter? Sie annullieren das Ergebnis

eines Computers und geben fünf Inseln für Feldversuche her. Einfach so.«

»Die Vollversammlung wird zustimmen; ich bin davon überzeugt.«

»Dann sind Sie also der Meinung, der Vorschlag dieses Mannes sei wirklich brauchbar?«

»Ich habe meine Zweifel. Vor allem glaube ich nicht, daß das Projekt erfolgreich durchgeführt werden kann. Trotz seines Enthusiasmus ist das Ganze derart kompliziert, daß mehr qualifizierte Leute für das Programm arbeiten müßten, als langfristig erübrigt werden können. Zum anderen würde das Programm, systematisch und umfassend durchgeführt, so viele Jahre in Anspruch nehmen, daß dieser Mann es in seiner Lebenszeit kaum zu einem nennenswerten Ergebnis würde führen können.«

»Sind Sie sicher?«

»Der Computer sagt es. Mit dieser Begründung lehnte er das Projekt ab.«

»Warum setzten Sie sich dann über die Entscheidung des Computers hinweg?«

»Weil ich an diesem Platz sitze, um etwas bei weitem Wichtigeres als die Ökologie zu erhalten.«

Marley beugte sich vor. »Ich verstehe kein Wort.«

»Weil falsch zitiert wurde, was ich vor so langer Zeit sagte. Weil alle es falsch zitieren. Weil ich damals zwei Sätze sagte, die von den Nachrichtenmedien zu einem Satz verkürzt wurden. Es ist mir nie gelungen, dieses Mißverständnis rückgängig zu machen; es hat sich in das öffentliche Bewußtsein eingefressen. Vielleicht ist die Menschheit nicht bereit, meine Bemerkungen so zu akzeptieren, wie ich sie machte.«

»Soll das heißen, Sie hätten damals nicht gesagt:

›Der größte Aktivposten der Menschheit ist ein ökologisches Gleichgewicht?‹«

»Nein. Ich sagte nämlich: ›Das größte Bedürfnis der Menschheit ist ein ökologisches Gleichgewicht.‹«

»Aber auf dem Text, den Sie hier an der Wand befestigt haben, sagen Sie: ›Der größte Aktivposten ...‹«

›Das ist der Anfang des zweiten Satzes, der niemals zitiert wird, der mir aber beinahe so wichtig ist wie der erste: ›Der größte Aktivposten der Menschheit ist der suchende Geist.‹ Ich habe nicht allein um unserer Ökologie willen gegen den Computer entschieden. Sie reicht uns notfalls zum Überleben. Ich setzte mich über die richtige Analyse hinweg, weil ich einen wertvollen Verstand retten und für einen guten Zweck arbeiten lassen will. Wir brauchen diesen suchenden, unruhigen Geist, damit der Mensch Mensch bleibt – was wichtiger ist, als bloß zu leben.«

Marley stand auf. »Ich vermute, Herr Generalsekretär, daß Sie mich für dieses Interview hier haben wollten. Sie wollen, daß ich diese These an die Öffentlichkeit bringe, nicht wahr?«

›Sagen wir lieber‹, erwiderte Adrastus, »daß ich die Gelegenheit wahrnehme, meine damaligen Bemerkungen korrekt zitieren zu lassen.«

*

Leider war das mein letzter Verkauf an John Campbell. Der Scheck traf am 18. August 1970 ein, und weniger als ein Jahr später war John tot.

Als die Kurzgeschichte im Januar 1972 in »Analog« erschien, war mein guter und sanftmütiger Freund Ben Bova Herausgeber der Zeitschrift geworden. Es

ist nicht möglich, John Campbells Schuhe auszufüllen, aber Ben füllt die seinen sehr erfolgreich aus.

Die nächste Erzählung entstand infolge einer Komödie von Irrungen. Im Januar 1971 versprach ich Bob Silverberg zur Bereinigung eines komplizierten Sachverhalts, daß ich ihm für eine in Vorbereitung befindliche Anthologie von Neuerscheinungen eine Kurzgeschichte schreiben würde. Sie mögen überrascht sein, daß ich den komplizierten Sachverhalt nicht erkläre, da ich doch sonst so ein Plappermaul bin, aber Bob findet meine Version ein wenig verletzend, also lassen wir es damit sein Bewenden haben.

Ich schrieb die Kurzgeschichte, aber sie geriet mir länger, und zu meiner großen Überraschung schrieb ich einen Roman, *THE GODS THEMSELVES* (Doubleday, 1972), meinen ersten Science-Fiction-Roman seit fünfzehn Jahren.

Es war kein schlechter Roman, denn er gewann den Hugo- und den Nebula-Preis und zeigte der Science-Fiction-Welt, daß der alte Mann es noch konnte. Nichtsdestoweniger brachte er mich in Verlegenheit, denn schließlich hatte ich Bob eine Kurzgeschichte versprochen. Darum schrieb ich eine neue, die den Titel *TAKE A MATCH* bekam und in Bobs Anthologie »New Dimensions II« (Doubleday, 1972) erschien.

Der rettende Gedanke

Der Raum war schwarz; schwarz in allen Richtungen. Kein Stern war zu sehen.

Doch das lag nicht daran, daß es keine Sterne gegeben hätte ...

Dennoch hatte der Gedanke, daß es keine Sterne geben könnte, buchstäblich keine Sterne, Per Hanson erschreckt. Es war der alte Alptraum, der bei jedem Raumfahrer im Hintergrund des Bewußtseins lauerte.

Wenn man den Sprung durch das tachyonische Universum tat, konnte man nicht genau voraussagen, wo man wieder zum Vorschein kommen würde. Zeitwahl und Quantität der Energieeingabe mochten so genau bemessen sein, wie es nur möglich war, und der Fusionist mochte der beste im ganzen Weltraum sein, aber das Unsicherheitsprinzip regierte trotzdem, und es gab immer die Möglichkeit des Fehlgehens.

Und vermittelt Tachyonen konnte ein hauchdünnes Verfehlen des anvisierten Zieles eine Differenz von tausend Lichtjahren ausmachen.

Wie also, wenn man im Nichts landete; oder so weit entfernt von allem, was einen möglicherweise zur Kenntnis der eigenen Position führen konnte?

Unmöglich, sagten die Gelehrten. Es gab keinen Ort im Universum, von dem aus die Quasare oder Radiosterne nicht geortet werden konnten, und allein mit deren Hilfe pflegte man die Position zu bestimmen. Außerdem bestand nicht die geringste Gefahr, daß man im Verlauf gewöhnlicher Sprünge außerhalb der Galaxis landen würde.

Wenn ein Schiff aus dem raumzeitlichen Sprung

kommt und aus den unheimlichen Paradoxien der überlichtschnellen Tachyonen in die gesunde Wirklichkeit der Tardyonen zurückkehrte, mußten Sterne zu sehen sein. Sind trotzdem keine zu sehen, so befindet man sich in einer Wolke aus galaktischem Staub; das ist die einzige Erklärung. In jedem Spiralnebel gibt es Anhäufungen kosmischen Staubes, so wie es auf der Erde Nebelfelder und Wolkengebirge gegeben hatte, als sie noch die alleinige Heimat der Menschheit gewesen war und nicht das sorgfältig konservierte Museumsstück, das sie jetzt darstellte.

Hanson war hochgewachsen und melancholisch, ein erfahrener Mann mit ledriger Haut, und was er nicht über die Schiffe wußte, die in weiten Sprüngen die Galaxis und ihre Umgebung durchkreuzten, mußte erst noch erfunden werden. Er war allein in der Kapitänskajüte, wo er sich am liebsten aufhielt. Er hatte alles zur Hand, was benötigt wurde, um mit jeder Person an Bord in Verbindung zu treten, und es gefiel ihm, die ungesehene Gegenwart zu sein.

Doch in diesem Augenblick gefiel ihm nichts. Er blickte stirnrunzelnd den Lautsprecher der Gegensprechanlage an und sagte: »Sonst noch was, Strauss?«

»Wir befinden uns in einem offenen Sternhaufen«, sagte die Stimme des anderen. (Hanson schaltete das Bildgerät nicht ein; es hätte die Preisgabe seines eigenen Gesichtsausdrucks bedeutet, und er zog es vor, seine sorgenvolle Miene für sich zu behalten.)

»Wenigstens scheint es ein offener Sternhaufen zu sein«, fuhr Strauss fort, »nach der Strahlung zu urteilen, die wir in den Infrarot- und Mikrowellenbereichen empfangen. Die Schwierigkeit ist, daß wir die

Positionen einfach nicht genau genug ausmachen können, um uns zu orientieren. Keine Hoffnung.«

»Nichts im sichtbaren Spektrum?«

»Überhaupt nichts; die Staubwolke ist dick wie Suppe.«

»Wie groß ist sie?«

»Das läßt sich nicht feststellen.«

»Können Sie die Entfernung zum nächsten Randbereich schätzen?«

»Nicht einmal auf eine Größenordnung genau. Es könnte eine Lichtwoche sein. Es könnten zehn Lichtjahre sein. Wir haben keine Möglichkeit, es zu bestimmen.«

»Haben Sie mit Viluekis gesprochen?«

Strauss bejahte.

»Was sagt er?«

»Nicht viel. Er ist verdrießlich. Natürlich nimmt er es als eine persönliche Beleidigung.«

»Natürlich.« Hanson seufzte still. Fusionisten waren launisch wie Kinder, und weil ihnen die romantische Rolle bei der Weltraumfahrt zufiel, war man nachsichtig gegen sie. Er sagte: »Ich hoffe, Sie haben ihm gesagt, daß solche Dinge unvorhersehbar sind und jederzeit passieren können.«

»Das sagte ich ihm. Und er sagte, wie Sie sich denken können: ›Nicht einem Viluekis.««

»Nun, es ist ihm passiert. Ich kann jedenfalls nicht mit ihm sprechen. Egal, was ich sage, er wird in allem nur hören, daß ich den Vorgesetzten herauskehren wolle, und dann werden wir nichts mehr aus ihm herausbekommen. Will er nicht das Netz auswerfen?«

»Er sagt, er könne es nicht; es würde beschädigt.«

»Wie kann man ein Magnetfeld beschädigen?«

Strauss grunzte. »Sagen Sie ihm das bloß nicht. Er wird Ihnen antworten, daß zum Fusionsprozeß mehr gehöre als ein Magnetfeld, und dann wird er Ihnen vorwerfen, daß Sie ihn herabsetzen wollen.«

»Ja, ich weiß. Also, versuchen wir, uns auf die Wolke zu konzentrieren. Es muß eine Möglichkeit geben, die Richtung und Entfernung des nächsten Randes abzuschätzen.«

Hanson unterbrach den Kontakt und blickte stirnrunzelnd vor sich hin. Es war zweifelhaft, ob sie es bei der Geschwindigkeit des Schiffes relativ zur umgebenden Materie wagen durften, die für eine radikale Kursänderung nötige Energie zu verbrauchen. Sie bewegten sich gegenwärtig mit etwa halber Lichtgeschwindigkeit durch die interstellare Wolke, und es war gut möglich, daß eine Kursänderung mehr Energie kostete, als sie Vorteile bringen konnte.

Es war beinahe ein Witz, daß ausgerechnet ein erfahrener Fusionist wie Viluekis sie mitten in eine kosmische Staubwolke gesetzt hatte. Sein gesunder Instinkt sagte ihm, er solle es Viluekis überlassen, einen Ausweg aus dieser Lage zu finden.

Aber wenn es keinen Ausweg gab?

Hansons schreckte vor diesem letzten Gedanken zurück. Er bemühte sich, ihn nicht zu denken. Aber wie schafft man es, einen Gedanken nicht zu denken, der laut durch das Bewußtsein schreit?

Henry Strauss, Schiffsastronom, befand sich in einer Stimmung tiefer Depression. Wenn das, was stattgefunden hatte, eine Katastrophe sein sollte, so mußte man es hinnehmen. Kein Raumfahrer konnte seine Augen vor der Möglichkeit einer Katastrophe ver-

schließen. Man war darauf vorbereitet oder versuchte es wenigstens zu sein. Für die Passagiere war es natürlich schlimmer.

Aber wenn die Katastrophe eine Ursache hatte, für deren Studium man sein linkes Auge geben würde, und wenn man dann erkennen muß, daß die Sternstunde der wissenschaftlichen Karriere eben dieselbe ist, die einen umbringt ... Er seufzte tief.

Er war ein gedrungener, kräftiger Mann mit getönten Kontaktlinsen, die seinen Augen eine unnatürliche Tiefe und Beseeltheit verliehen.

Er wußte, daß der Kapitän nichts tun konnte. Der Kapitän mochte für das übrige Schiff ein Autokrat sein, aber ein Fusionist unterstand eigenen Gesetzen, und so war es immer gewesen. Selbst in den Augen der Passagiere (dachte er mit einigem Mißvergnügen) war der Fusionist der Herr der galaktischen Straßen, neben dem jeder andere zu Bedeutungslosigkeit schrumpft.

Es war eine Sache von Angebot und Nachfrage. Der Computer mochte die genaue Menge und den genauen Zeitpunkt der Energieeingabe berechnen, mochte Wiedereintrittsort und Richtung (wenn »Richtung« im Übergang von Tardyon zu Tachyon einen Sinn hatte) genau bestimmen, aber die Toleranz war riesig, und nur ein talentierter Fusionist konnte sie verringern. Niemand wußte, wie ein Fusionist zu seinem Talent kam – sie wurden so geboren, nicht dazu gemacht. Und die Fusionisten wußten nur zu gut, daß sie das Talent hatten und beanspruchten eine Sonderstellung.

Viluekis war für einen Fusionisten kein übler Bursche, obwohl auch hier besondere Maßstäbe galten.

Er und Strauss redeten sogar miteinander, wenngleich Viluekis sich mühelos die hübscheste Frau unter den Passagieren geangelt hatte, nachdem Strauss bereits ihr Günstling gewesen war. (Diese Allüren gehörten irgendwie zu den herrscherlichen Vorrechten eines Fusionisten – solange man unterwegs und von ihm abhängig war).

Strauss rief Anton Viluekis an. Es dauerte eine Weile, bis der andere sich meldete, und als die kleine Mattscheibe aufleuchtete, blickte ein von Sorgenfalten durchzogenes Gesicht mit traurigen, geröteten Augen verdrießlich heraus.

»Was macht die Röhre?« fragte Strauss freundlich.

»Ich glaube, ich habe sie noch rechtzeitig stillgelegt. Ich habe alles überprüft und finde keine Schäden. Jetzt muß ich mich säubern.« Er blickte an sich herab.

»Wenigstens ist kein Schaden eingetreten.«

»Aber wir können nichts damit anfangen.«

»Vielleicht doch, Viluekis«, sagte Strauss in listigem Ton. »Wir können nicht sagen, was dort draußen passieren würde. Wäre die Röhre beschädigt, so spielte es keine Rolle, was draußen vorginge, aber wie die Dinge liegen, ich meine, wenn die Wolke sich auflöst ...«

»Wenn, wenn, wenn! Wenn ihr einfältigen Astronomen gewußt hättet, daß diese Wolke hier ist, hätte ich ihr vielleicht ausweichen können.«

Das war völlig irrelevant, und Strauss nahm den hingeworfenen Köder nicht auf. Er sagte: »Es könnte aufklaren.«

»Haben Sie eine Analyse?«

Strauss seufzte. »Sie sieht nicht gut aus, Viluekis. Es ist die dichteste Hydroxwolke, die je beobachtet

wurde. Soviel ich weiß, gibt es in der ganzen Galaxis keine andere Gegend mit einer so hohen Hydroxylkonzentration.«

»Und keinen Wasserstoff?«

»Etwas, natürlich. Ungefähr fünf Prozent.«

»Nicht genug«, sagte Viluekis mißmutig. »Übrigens gibt es da außer Hydroxyl noch etwas anderes. Ich hatte mehr Schwierigkeiten, als durch Hydroxyl allein zu erklären wären. Haben Sie es entdeckt?«

»Ja, Formaldehyd. Es gibt in dieser Wolke mehr Formaldehyd als Wasserstoff. Ist Ihnen klar, was das bedeutet? Durch irgendeinen Prozeß sind Sauerstoff und Kohlenstoff in enormen Mengen im Raum konzentriert worden; sie haben den Wasserstoff in einem Raum von vielleicht Kubiklichtjahren aufgebraucht. Es gibt nichts, das ich kenne oder mir vorstellen könnte, was ein solches Phänomen erklären könnte.«

»Was wollen Sie damit sagen, Strauss? Meinen Sie, dies sei die einzige Wolke dieses Typs im ganzen Weltraum, und ich sei dumm genug, um darin zu landen?«

»Das sage ich nicht, Viluekis. Ich sage nur, was Sie mich sagen hören, und das haben Sie mich nicht sagen hören. Aber um aus der Wolke herauszukommen, hängen wir alle von Ihnen ab. Ich kann keine Hilfssignale senden, ohne zu wissen, wo wir sind. Und ich kann nicht in Erfahrung bringen, wo wir sind, weil ich keine Sterne ausmachen kann ...«

»Und ich kann die Fusion nicht einleiten, warum also bin ich der Bösewicht? Sie können Ihre Arbeit auch nicht tun, aber Ihnen sagt keiner was. Immer muß der Fusionist der Bösewicht sein.« Viluekis begann in Fahrt zu kommen. »Es ist an Ihnen, Strauss,

an Ihnen. Sagen Sie mir, wohin wir das Schiff lenken sollen, um Wasserstoff zu finden. Sagen Sie mir, wo die Wolke zu Ende ist.«

»Ich wünschte, ich könnte es«, sagte Strauss. »Aber bisher ist außer Hydroxyl und Formaldehyd nichts auszumachen, soweit ich sondieren kann.«

»Dieses Zeug ist für die Fusion ungeeignet.«

»Ich weiß.«

»Dies ist ein Beispiel dafür«, sagte Viluekis heftig, »wie falsch es von der Regierung ist, übertriebene Sicherheitsvorstellungen in Gesetze zu gießen, statt die Entscheidungen den Fusionisten an Ort und Stelle zu überlassen. Wenn wir die Kapazität für einen Doppelsprung hätten, gäbe es keine Schwierigkeiten.«

Strauss wußte recht gut, was Viluekis meinte. Es gab immer eine Tendenz, Zeit zu sparen, indem man zwei Sprünge in rascher Folge machte, aber wenn schon ein Sprung gewisse unvermeidliche Risiken barg, steigerten sich diese bei zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Sprüngen ins Unberechenbare, und selbst der beste Fusionist konnte nicht viel tun. Dazu kam, daß die multiplizierten Toleranzen beinahe unweigerlich zu einer Verlängerung der Gesamtreisezeit führten.

Darum war es vorgeschrieben, daß zwischen zwei Sprüngen mindestens ein voller Tag liegen mußte – drei volle Tage wurden empfohlen. Das gab genug Zeit, den nächsten Sprung mit aller angebrachten Vorsicht vorzubereiten. Um Verstößen vorzubeugen, wurde jeder Sprung unter Bedingungen gemacht, die für einen zweiten keinen ausreichenden Energievorrat übrigließen. Für eine gewisse Zeit mußten »die Netze« ausgeworfen werden und freien Wasserstoff einfangen, der dann für den nächsten Sprung ver-

dichtet wurde. Und gewöhnlich dauerte es mindestens einen Tag, um mit Hilfe der Magnetfelder genug einzusammeln.

»Wieviel Energie fehlt uns für den nächsten Sprung, Viluekis?« fragte Strauss.

Viluekis hielt Daumen und Zeigefinger ungefähr eineinhalb Zentimeter auseinander. »Nicht viel. Ungefähr so, aber es genügt.«

»Wäre es nicht doch möglich, etwas mit dem System anzufangen?« sagte Strauss. »Könnte man die Unreinheiten nicht herausfiltern und so den fehlenden Wasserstoff gewinnen?«

»Herausfiltern! Das sind keine Unreinheiten; die ganze Wolke besteht aus dem Zeug. Hier ist Wasserstoff die Unreinheit. Hören Sie, ich brauche wenigstens eine halbe Milliarde Grad, um Kohlenstoff- und Sauerstoffatome zu verschmelzen; wahrscheinlich eine volle Milliarde. Das ist unmöglich zu machen, und ich werde es auch nicht versuchen. Wenn ich etwas versuche, und es klappt nicht, dann ist es mein Fehler, darum nehme ich das nicht auf meine Kappe. Es ist Ihre Sache, uns zum Wasserstoff zu bringen, und Sie sollten am besten gleich damit anfangen. Lenken Sie das Schiff aus der Wolke in eine Gegend, wo es wieder Wasserstoff gibt. Mir ist egal, wie lange es dauert.«

»In Anbetracht der Dichte des kosmischen Staubes können wir unsere Geschwindigkeit nicht erhöhen«, sagte Strauss. »Das bedeutet, daß wir möglicherweise zwei Jahre lang in dieser Art und Weise kreuzen müssen – vielleicht sogar zwanzig Jahre.«

»Nun, dann denken Sie sich etwas aus. Oder der Kapitän.«

Strauss schaltete sich entmutigt aus. Es war einfach

nicht möglich, mit einem Fusionisten rational zu sprechen. Jemand hatte einmal allen Ernstes die Theorie vertreten, daß wiederholte Sprünge das Gehirn schädigten. Während des Sprunges mußte jedes Tardyon gewöhnlicher Materie in ein äquivalentes Tachyon und wieder zurück verwandelt werden. Wenn der doppelte Umwandlungsprozeß auch nur in einem winzigen Detail unvollkommen blieb, würde die Wirkung sicherlich zuerst im Gehirn manifest, weil es die bei weitem komplizierteste Materie war, die an diesem Prozeß teilnahm. Gewiß, Schädigungen des Gehirns hatten niemals experimentell nachgewiesen werden können, und die Schiffsbesatzungen schienen in ihrer geistigen Spannkraft nicht rascher nachzulassen als andere Menschen, die wie sie dem biologischen Alterungsprozeß unterworfen waren. Aber vielleicht bewirkte die besondere Sensibilität, die das Talent der Fusionisten ausmachte, eine erhöhte Verwundbarkeit ihrer Gehirne ...

Unsinn! Fusionisten waren bloß verwöhnt und verdorben!

Er zögerte. Sollte er mit Cheryl sprechen? Wenn jemand die Wogen glätten konnte, dann sie, und sobald sie Viluekis besänftigt hätte, würde er vielleicht ernsthaft anfangen, sich Gedanken über einen Ausweg zu machen, Hydroxyl oder nicht.

Gläubte er wirklich daran, daß Viluekis unter diesen Umständen eine rettende Möglichkeit finden würde? Oder versuchte er nur, dem Gedanken an eine jahrelange Kreuzfahrt durch den Raum auszuweichen? Das Schiff war für eine solche Notsituation ausgerüstet, wenigstens theoretisch, aber die Eventualität war nie eingetreten, und die Besatzungen wa-

ren sicherlich nicht darauf vorbereitet – und die Passagiere noch viel weniger.

Aber wenn er sich an Cheryl wandte, mußte alles, was er sagen konnte, wie eine Aufforderung zur Verführung klingen. Bisher war erst ein Tag vergangen, und er war noch nicht bereit, für einen Fusionisten den Kuppler zu machen.

Viluekis runzelte die Stirn. Nachdem er gebadet hatte, fühlte er sich ein wenig besser, und er war zufrieden, daß er Strauss gegenüber fest gewesen war. Kein schlechter Kerl, dieser Strauss, aber wie alle von ihnen (der Kapitän, die Mannschaft, die Passagiere, alle die einfältigen Nichtfusionisten im Universum) wollte er Verantwortung abwälzen. Alles dem Fusionisten aufbürden! Immer das alte Lied, aber er war nicht bereit, sich leimen zu lassen.

Dieses Gerede über jahrelange Kreuzfahrten war lediglich ein Versuch, ihm Angst einzujagen. Wenn sie sich wirklich daransetzten, könnten sie die Grenzen der Wolke bestimmen, und irgendwo mußte es einen näheren Rand geben. Kaum wahrscheinlich, daß sie im genauen Zentrum gelandet waren. Andererseits, wenn sie in einem Randbereich gelandet waren und quer durch die Wolke auf den anderen Rand zuhielten ...

Viluekis stand auf und reckte sich. Er war hochgewachsen, und die Brauen hingen wie Baldachine über seinen Augen.

Angenommen, es dauerte Jahre. Kein Schiff dieser Art war jemals jahrelang unterwegs gewesen. Der längste Flug hatte achtundachtzig Tage und dreizehn Stunden gedauert, was ziemlich genau einem Vier-

teljahr entsprach. Niemand war dabei zu Schaden gekommen. Natürlich, zwanzig Jahre ...

Aber das war unmöglich.

Die Signalleuchte blinkte dreimal, bevor er darauf aufmerksam wurde. Wenn das der Kapitän war, der persönlich mit ihm sprechen wollte, würde er beträchtlich schneller hinausgehen, als er hereingekommen war.

»Anton!« Die Stimme klang weich, flehentlich, und ein Teil seiner Verdrießlichkeit versickerte irgendwo. Er drückte den Türöffner, und Cheryl kam herein. Die Tür schloß sich hinter ihr.

Sie war ungefähr fünfundzwanzig, mit grünlichen Augen, einem festen Kinn, kastanienbraunem Haar und einer prachtvollen Figur.

»Anton«, sagte sie. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

Der Übrumpelungseffekt reichte bei weitem nicht aus, daß Viluekis so etwas zugegeben hätte. Selbst ein Fusionist war klug genug, den Passagieren keine vorzeitigen Eröffnungen zu machen. »Keineswegs. Was bringt dich auf die Idee?«

»Einer der Passagiere sagte es. Ein Mann namens Martand.«

»Martand? Was sollte der wissen?« Dann, mißtrauisch: »Und warum hörst du dir das Gerede von irgendeinem Dummkopf an? Wie sieht er aus?«

Cheryl lächelte ungewiß. »Er ist bloß jemand, der im Gesellschaftsraum ein Gespräch anfangt. Er muß annähernd sechzig sein und ist ganz harmlos, obwohl ich mir denken könnte, daß er es lieber nicht wäre. Aber darum geht es nicht. Es sind keine Sterne zu sehen. Jeder kann das feststellen, und Martand sagte, es sei bedeutsam.«

»Bedeutsam, wie? Wir passieren eine interstellare Wolke. Davon gibt es in der Galaxis viele, auch auf den Hauptverkehrsrouten.«

»Ja, aber Martand sagt, selbst in einer Wolke könne man gewöhnlich Sterne sehen.«

»Was versteht er davon?« fragte Viluekis gereizt. »Ist er vielleicht ein pensionierter Raumfahrer?«

Cheryl schüttelte den Kopf. »Nein, es scheint sogar seine erste Reise zu sein. Aber er weiß sehr viel.«

»Kann ich mir denken. Hör zu, du gehst zu ihm und sagst ihm, er solle den Mund halten. Für solche Reden kann Einzelarrest in der Kabine über ihn verhängt werden. Und du solltest derlei Geschichten auch nicht weitergeben.«

Cheryl legte den Kopf auf die Seite und musterte ihn. »Offen gesagt, Anton, du redest, als ob wir wirklich in Schwierigkeiten wären. Dieser Martand – Louis Martand ist sein voller Name – ist ein interessanter Mann. Er ist Lehrer – Naturwissenschaft für die Oberstufe.«

»Ein Schullehrer! Lieber Gott, Cheryl ...«

»Aber du solltest auf ihn hören. Er sagt, im Lehrerberuf müsse man über alles leidlich gut Bescheid wissen, weil junge Leute Fragen stellen und es sofort merken, wenn einer nicht beschlagen ist.«

»Nun, dann solltest du vielleicht auch lernen, es zu merken, wenn einer nicht beschlagen ist. Gehe zu ihm und sage ihm, er solle den Mund halten, oder ich werde es für dich tun.«

»Also gut. Aber vorher eine Frage – ist es wahr, daß wir uns in einer Hydroxylwolke befinden und der Fusionsprozeß abgeschaltet ist?«

Viluekis öffnete den Mund und schloß ihn wieder.

Es dauerte eine Weile, bevor er sagen konnte: »Wer hat dir das erzählt?«

»Martand. Ich werde jetzt gehen.«

»Nein«, sagte Viluekis schnell. »Warte noch. Wievielen von den anderen hat Martand dies alles erzählt?«

»Niemandem. Er sagt, er wolle keine Panik verbreiten. Ich war vermutlich gerade da, als er darüber nachdachte, und da konnte er sich nicht enthalten etwas zu sagen.«

»Weiß er, daß du mich kennst?«

Cheryls Stirn furchte sich ein wenig. »Ich glaube, ich erwähnte etwas darüber.«

Viluekis schnaufte ärgerlich. »Doch klar, daß dieser verrückte alte Kerl, den du dir da angelacht hast, dir zu zeigen versucht, was für eine große Nummer er ist. Und er versucht, mich durch dich zu beeindrucken.«

»Nichts dergleichen«, erwiderte Cheryl. »Er sagte sogar ausdrücklich, ich solle dir nichts erzählen.«

»Mit dem Wissen, daß du sofort zu mir laufen würdest.«

»Warum sollte er das wollen?«

»Um es mir zu zeigen. Weißt du, wie es ist, ein Fusionist zu sein? Zu fühlen, daß alle dich ablehnen, gegen dich sind, weil sie dich brauchen, auf dich angewiesen sind ...«

»Aber was hat das damit zu tun?« unterbach ihn Cheryl. »Wenn Martand unrecht hat, wie sollte der dann ›es dir zeigen‹? Und wenn er recht hat – hat er recht, Anton?«

»Erzähle mir mal genau, was er gesagt hat.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich mich an alles erinnern

kann«, begann Cheryl gedankenvoll. »Es war, nachdem wir aus dem Sprung kamen, ein paar Stunden danach. Alle redeten darüber, daß keine Sterne zu sehen seien. Im Aufenthaltsraum hieß es, es sollte rasch ein zweiter Sprung gemacht werden, um die Orientierung wiederzufinden. Natürlich wußten wir, daß wir bis dahin mindestens einen Tag würden warten müssen. Dann kam Martand herein, sah mich und setzte sich zu mir. Ich glaube, ich bin ihm sympathisch.«

»Ich glaube, er ist mir unsympathisch«, erklärte Viluekis grimmig. »Erzähle weiter.«

»Ich sagte zu ihm, daß es ohne Aussicht ziemlich langweilig sei, und er meinte, das würde wohl noch eine Weile so bleiben, und es klang besorgt. Natürlich fragte ich ihn nach dem Warum, und er sagte, er schließe es daraus, daß der Fusionsprozeß ausgeschaltet worden sei.«

»Wer hat ihm das gesagt?« verlangte Viluekis zu wissen.

»Er sagte, in den Herrentoiletten gebe es immer ein leises Summen, das man seit Ankunft aus dem Sprung nicht mehr hören könne. Und im Schrank des Spielsalons, wo die Schachspiele verwahrt werden, habe sich die Rückwand immer warm angefühlt, weil die Fusionsröhre durch alle Isolierungen hindurch Wärme abstrahle, und diese Stelle im Wandschrank sei auch nicht mehr warm.«

»Sind das alle Beweise, die er hat?«

Cheryl ließ die Frage unbeachtet und fuhr fort: »Er sagte, es wären keine Sterne sichtbar, weil wir uns in einer Wolke aus kosmischem Staub befänden, und der Fusionsprozeß müsse aufgehört haben, weil es in

der Wolke keinen oder zu wenig Wasserstoff gebe. Er sagte, wahrscheinlich würde es nicht reichen, um einen weiteren Sprung zu zünden, und wir würden womöglich Jahre auf der Suche nach Wasserstoff kreuzen müssen, um aus der Wolke wieder herauszukommen.«

Ein Ausdruck zorniger Wildheit erschien in Viluekis' Gesicht. »Er ist ein Panikmacher! Weißt du, was das ...«

»Das ist er nicht! Er sagte mir, ich solle es nicht weitererzählen, weil es zu Panik führen könne, und daß es außerdem gar nicht zu einer jahrelangen Kreuzfahrt ins Ungewisse kommen werde. Er hätte es mir nur gesagt, weil er gerade darauf gekommen sei und in seiner Aufregung darüber mit jemandem sprechen müsse. Aber wie gesagt, es gebe einen einfachen Ausweg, und der Fusionist würde schon wissen, was zu tun sei, also bestehe kein Grund zur Sorge. Aber du bist der Fusionist, Anton, und so dachte ich mir, ich sollte dich fragen, ob er wirklich recht hat, was die Wolke betrifft, und ob du wirklich die Dinge in der Hand hast.«

Viluekis warf sich in die Brust. »Dieser Schullehrer von dir hat von nichts Ahnung. Halte dich von ihm und seinem Unsinn fern. Übrigens, sagte er, was sein sogenannter einfacher Ausweg ist?«

»Nein. Hätte ich ihn fragen sollen?«

»Nein! Warum hättest du ihn fragen sollen? Was würde er schon darüber wissen? Aber andererseits ... Na schön, fragte ihn. Ich bin neugierig, was für ein Ei der Idiot ausgebrütet hat. Ja, frage ihn.«

Cheryl nickte. »Kann ich machen. Aber – sind wir in Schwierigkeiten?«

»Das überlaß lieber mir«, sagte Viluekis abweisend. »Solange ich es nicht sage, sind wir nicht in Schwierigkeiten.«

Noch lange, nachdem sie gegangen war, betrachtete er die geschlossene Tür, zugleich zornig und verunsichert. Was wollte dieser Louis Martand – dieser Schullehrer – mit seinen schlaun Vermutungen?

Wenn schließlich herauskäme, daß eine ausgedehnte Reise durch die kosmische Staubwolke notwendig wäre, würde man es den Passagieren sehr behutsam beibringen müssen, um den Ausbruch einer Panik zu vermeiden. Aber mit einem Martand, der es allen zurief, die hören wollten ...

Ergrimmt beugte Viluekis sich über die Gegenprechanlage und drückte die Taste, die ihm eine Verbindung mit der Brücke geben sollte.

Martand war schwächling, schlank und unauffällig, aber adrett gekleidet. Ein Lächeln schien ständig um seine Lippen zu spielen, obwohl Gesicht und Haltung von höflichem Ernst geprägt waren.

»Ich habe mit Mr. Viluekis gesprochen«, sagte Cheryl zu ihm. »Er ist der Fusionist, wissen Sie. Ich habe ihm erzählt, was Sie sagten.«

Martand machte eine schockierte Miene und schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, das hätten Sie nicht tun sollen!«

»Er schien tatsächlich ungehalten.«

»Natürlich. Fusionisten sind ganz besondere Leute, die es nicht schätzen, wenn Außenseiter ...«

»Das sah ich ihm an. Aber er bestand darauf, daß es keinen Anlaß zur Besorgnis gebe.«

»Natürlich nicht«, sagte Martand, ergriff ihre Hand

und tätschelte sie in einer tröstenden Geste, ließ sie aber dann nicht mehr los. »Ich sagte Ihnen doch, daß es einen einfachen Ausweg gibt. Wahrscheinlich bereitet Mr. Viluekis ihn schon vor. Immerhin wäre es denkbar, daß es eine Weile dauert, ehe er darauf kommt.«

»Worauf kommt?« Dann, mit einem warmen Lächeln: »Warum sollte er nicht daran denken, wenn Sie daran gedacht haben?«

»Sehen Sie, meine liebe junge Dame, er ist ein Spezialist. Spezialisten denken in ihrer Spezialität und finden es schwierig, da herauszukommen. Was mich betrifft, so gerate ich nicht leicht in ausgefahrene Geleise. Wenn ich vor einer Klasse spreche oder etwas demonstriere, muß ich meistens improvisieren. Ich war noch nie an einer Schule, wo es Protonen-Mikrobrenner gab, und wenn wir auf Studienfahrten waren, mußte ich einen mit Kerosin betriebenen thermoelektrischen Generator zusammenbauen – gemeinsam mit meinen Schülern.«

»Was ist Kerosin?« fragte Cheryl.

Martand lachte. Es schien ihm Spaß zu machen. »Sehen Sie? Man vergißt so schnell. Kerosin ist eine brennbare Flüssigkeit. Sehr oft mußte ich eine noch viel primitivere Energiequelle verwenden, nämlich ein Holzfeuer, das man durch Reibung in Gang bringt. Haben Sie das schon einmal gesehen? Man nimmt ein Zündholz ...«

Cheryl schaute ihn verständnislos an, und Martand lächelte entschuldigend und winkte ab. »Nun, es ist nicht so wichtig. Ich wollte bloß die Idee erläutern, daß unser Fusionist an etwas Einfacheres als Fusion wird denken müssen, und das kann ein Weilchen

dauern. Was mich angeht, so bin ich es gewohnt, mit primitiven Methoden zu arbeiten. Zum Beispiel – wissen Sie, was dort draußen ist?«

Er nickte zu einem der Bullaugen, das nichts als Schwärze zeigte.

»Eine Wolke; eine kosmische Staubwolke.«

»Richtig, aber von welcher Art? Das eine Element, das überall anzutreffen ist, ist Wasserstoff. Es ist der Grundstoff des Universums, und die Fusionstechnik beruht auf der Verschmelzung von Wasserstoffatomen. Kein Schiff kann genug Treibstoff an Bord nehmen, um wiederholte Sprünge zu machen oder auf annähernde Lichtgeschwindigkeit zu beschleunigen und wieder abzubremesen. Wir müssen den Treibstoff aus dem Weltraum hereinschaufeln.«

»Darüber habe ich mich immer gewundert«, sagte sie. »Ich dachte, der Weltraum sei ganz leer!«

»Beinahe leer, mein liebes Kind, und ›beinahe‹ ist für uns mehr als genug. Wenn man in einer Sekunde hunderttausend Kilometer zurücklegt, kann man eine ganze Menge Wasserstoff aufnehmen und komprimieren, selbst wenn es nur ein paar Atome pro Kubikzentimeter gibt. Und kleine Mengen Wasserstoff, die in gleichmäßiger Abfolge verschmelzen, liefern alle benötigte Energie. In kosmischen Wolken ist die Dichte des Wasserstoffs gewöhnlich noch höher, aber Verunreinigungen können Schwierigkeiten verursachen, wie in diesem Fall.«

»Woran können Sie sehen, daß diese Wolke Verunreinigungen hat?«

»Warum sonst würde Mr. Viluekis die Fusionsröhre stillgelegt haben? Nach dem Wasserstoff sind die verbreitetsten Elemente im Universum Helium, Sau-

erstoff und Kohlenstoff. Wenn die Fusionspumpen angehalten wurden, bedeutet es, daß Treibstoffknappheit herrscht, also ein Mangel an Wasserstoff, und daß andere Elemente vertreten sind, die das komplizierte Fusionsystem beschädigen würden. Dieses Element kann nicht Helium sein, das harmlos ist. Also sind es wahrscheinlich Hydroxylgruppen, eine Sauerstoff-Wasserstoff-Verbindung. Verstehen Sie?«

»Ich denke schon«, sagte Cheryl. »Über die Elemente habe ich in der Schule manches gelernt, und einiges davon kommt jetzt zurück. Sie meinen also, der kosmische Staub bestehe in Wirklichkeit aus Hydroxylgruppen, die sich mit festen Staubpartikeln verbunden haben?«

»Genau. Aber sie werden auch frei im gasförmigen Zustand sein. Selbst Hydroxyl kann dem Fusionsystem in mäßigen Mengen nicht allzu gefährlich werden, aber Kohlenstoffverbindungen sind eine andere Sache. Formaldehyd ist am wahrscheinlichsten, und ich denke mir, daß das Verhältnis ungefähr ein Teil Formaldehyd auf vier Teile Hydroxyl sein wird. Sehen Sie jetzt?«

»Nein, ich sehe nichts«, sagte Cheryl.

»Solche Verbindungen fusionieren nicht. Erhitzt man sie auf einige hundert Millionen Grad, so lösen sie sich in einzelne Atome auf, und die Konzentration von Sauerstoff und Kohlenstoff beschädigt das System. Aber man könnte sie bei gewöhnlichen Temperaturen aufnehmen. Hydroxyl verbindet sich unter Druck mit Formaldehyd in einer chemischen Reaktion, die dem System keinen Schaden zufügen würde. Jedenfalls könnte ein guter Fusionist das System soweit modifizieren, daß es eine chemische Reaktion bei

Zimmertemperaturen gestattet. Die Energie der Reaktion kann gespeichert werden, und nach einiger Zeit wird genug vorhanden sein, um einen Sprung zu ermöglichen.«

Cheryl sagte: »Das verstehe ich überhaupt nicht. Chemische Reaktionen erzeugen kaum irgendwelche Energie, verglichen mit der Kernfusion.«

»Da haben Sie völlig recht. Aber wir brauchen auch nicht viel Energie. Der vorausgegangene Sprung hat ein Energiedefizit hinterlassen, wie es den Bestimmungen entspricht, die einen unmittelbar anschließenden zweiten Sprung untersagen. Aber ich wette, daß unser Fusionist dafür gesorgt hat, daß das Energiedefizit so gering wie möglich ist. Ich habe mir sagen lassen, daß die Fusionisten das zu tun pflegen. Der kleine Zusatzbedarf, der benötigt wird, kann aus gewöhnlichen chemischen Reaktionen gedeckt werden. Dann, nachdem ein Sprung uns aus der Wolke getragen hat, können wir eine Woche kreuzen und den Energievorrat ergänzen, worauf wir die Reise fortsetzen. Allerdings ...« Martand hob die Brauen und zuckte mit den Schultern.

»Ja?«

»Sollte Mr. Viluekis aus irgendeinem Grund zögern, könnte es Schwierigkeiten geben. Jeder Tag, den wir vor dem Sprung in diesem gegenwärtigen Zustand verbringen, bedeutet Energieverbrauch durch die Bordsysteme, und nach einer Weile wird die Fehlmenge so groß, daß sie nicht mehr durch chemische Reaktion ergänzt werden kann. Darum hoffe ich, daß er nicht lange warten wird.«

»Nun, warum sagen Sie es ihm nicht? Jetzt gleich?«

Martand schüttelte den Kopf. »Ich und einem Fu-

sionisten so etwas sagen? Das könnte ich nicht, mein liebes Kind.«

»Dann werde ich es tun.«

»Ach nein. Er wird bestimmt von selbst darauf kommen. Wollen wir wetten? Sie erzählen ihm genau, was ich sagte und fügen hinzu, ich hätte gesagt, daß er bereits von sich aus daran gedacht habe und daß die Fusionsröhre in Betrieb sei. Und natürlich, wenn ich gewinne ...«

Martand lächelte.

Auch Cheryl lächelte. »Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte sie.

Martand blickte ihr gedankenvoll nach, als sie davoneilte, und er dachte nicht nur an Viluekis' mögliche Reaktion.

Er war nicht überrascht, als kurz darauf wie aus dem Nichts ein Besatzungsmitglied erschien und sagte: »Bitte, kommen Sie mit mir, Mr. Martand.«

Mehr als sechs Stunden vergingen, bevor Martand den Kapitän sprechen konnte. Seine Haft in der eigenen Kabine isolierte ihn von den übrigen Passagieren, war aber erträglich; und als er zum Kapitän gebracht wurde, zeigte sich dieser müde und nicht feindlich.

»Ich erhielt Meldungen, nach denen Sie Gerüchte verbreiten, die geeignet sind, unter den Passagieren Panik zu erzeugen«, sagte Hanson.

»Ich sprach nur zu einem Passagier, Sir; und zu einem bestimmten Zweck.«

»Darüber sind wir uns im klaren. Wir stellen Sie sofort unter Arrest, und inzwischen liegt mir ein vollständiger Bericht über das Gespräch vor, das Sie mit Miß Cheryl Winter führten. Es war das zweite Gespräch über das Thema.«

»Das ist richtig.«

»Augenscheinlich beabsichtigten Sie, daß der Inhalt des Gesprächs Mr. Viluekis weitergemeldet würde.«

»Auch das ist richtig.«

»Sie zogen nicht die Möglichkeit in Betracht, selbst zu Mr. Viluekis zu gehen?«

»Ich bezweifle, daß er mich angehört haben würde, Sir.«

»Und warum haben Sie es nicht mir vorgetragen?«

»Sie hätten mich vielleicht angehört, aber wie hätten Sie die Information Mr. Viluekis weitergeben sollen? Möglicherweise hätten Sie sich selbst Miß Winter als Vermittlerin bedienen müssen. Fusionisten haben ihre Besonderheiten.«

Der Kapitän nickte gedankenverloren. »Ich sehe ... Welche Erwartungen verknüpften Sie mit der Weitergabe der Information an Mr. Viluekis?«

»Ich hoffte, Sir«, sagte Martand, »daß er sich Miß Winter gegenüber weniger abweisend verhalten werde als zu allen anderen. Ich hoffte, daß er lachen und sagen würde, die Idee sei ihm selbst schon gekommen, und die Netze seien bereits ausgeworfen. Dann, so dachte ich mir, würde er Miß Winter fortschicken, das Magnetfeld einschalten und Ihnen Mitteilung machen, ohne mich oder Miß Winter zu erwähnen.«

»Sie dachten nicht, daß er die ganze Idee als unbrauchbar ablehnen würde?«

»Die Möglichkeit bestand, aber es geschah nicht.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil die Beleuchtung meiner Kabine etwa eine halbe Stunde nach meiner Inhaftierung sich wahrnehmbar verdunkelte und nicht wieder heller wurde. Ich nahm an, daß der Energieverbrauch an Bord auf

das Allernotwendigste gedrosselt wurde, weil Viluekis sämtliche verfügbaren Energiereserven in den Topf warf, um mit Hilfe der chemischen Reaktion die Zündschwelle zu erreichen.«

Der Kapitän runzelte die Stirn. »Was gab Ihnen die Gewißheit, Sie könnten Mr. Viluekis manipulieren? Sicherlich haben Sie noch nie mit Fusionisten zu tun gehabt, oder?«

»Das nicht, aber ich bin Lehrer, Kapitän. Ich habe mit anderen Kindern zu tun gehabt.«

Die hölzerne Miene des Kapitäns entspannte sich in einem kleinen Lächeln. »Sie gefallen mir, Mr. Martand«, sagte er, »aber es wird Ihnen nicht helfen. Ihre Erwartungen haben sich erfüllt, soweit ich es beurteilen kann. Aber verstehen Sie auch, was auf die Annahme Ihrer Anregung folgte?«

»Wenn Sie es mir sagen, werde ich es verstehen.«

»Mr. Viluekis mußten Ihren Vorschlag bewerten und sofort entscheiden, ob er praktisch durchführbar war oder nicht. Er mußte eine Anzahl behutsamer Veränderungen und Einstellungen am System vornehmen, damit chemische Reaktionen stattfinden können, ohne die Möglichkeit zukünftiger Fusion zu beeinträchtigen. Er mußte die größte, aus Sicherheitsgründen vertretbare Reaktionsmenge bestimmen; den Punkt, wo die Zündung ohne allzu großes Risiko versucht werden kann; die Art und Reichweite des Sprunges. Alles mußte in kürzester Zeit geschehen, und nur ein Fusionist war dazu imstande. Ich möchte sogar sagen, daß nicht jeder Fusionist es hätte schaffen können; Mr. Viluekis ist sogar unter den Fusionisten eine Ausnahmeerscheinung. Verstehen Sie?«

»Durchaus.«

Der Kapitän blickte zur Uhr und nickte zu den runden Fenstern, hinter denen nun schon seit zwei Tagen sternlose Schwärze herrschte. »Mr. Viluekis hat mich über den Zeitpunkt informiert, zu dem er den Sprung versuchen will. Er glaubt, daß es gelingen wird, und ich vertraue seinem Urteil.«

»Wenn es danebengeht«, sagte Martand düster, »könnten wir uns in derselben Position wie zuvor wiederfinden, aber ohne Energie.«

»Das ist uns auch klar«, sagte Hanson. »Und nachdem Sie wahrscheinlich eine gewisse Verantwortlichkeit fühlen, weil Sie die Idee dem Fusionisten einflüsteren, dachte ich mir, Sie sollten hier an den Minuten der Spannung teilhaben, die vor uns liegen.«

Beide Männer verstummten und beobachteten das langsame Vorrücken der Uhrzeiger. Hanson hatte den genauen Zeitpunkt nicht erwähnt, und Martand wußte nicht, wie nahe der entscheidende Augenblick war, oder ob er bereits verstrichen war. Der Mann blickte wiederholt zum Kapitän, der jedoch eine Miene bemühter Ausdruckslosigkeit zur Schau trug.

Und dann kam jener charakteristische, drehende Ruck im Innern, der sofort wieder aufhörte. Sie hatten den Sprung getan.

»Sterne!« sagte Hanson mit einem Seufzer tiefer Erleichterung. Und plötzlich war ein chaotisches Sternengewimmel jenseits der Fenster zu sehen, und in diesem Moment konnte sich Martand an keinen schöneren Anblick erinnern.

»Und auf die Sekunde genau«, sagte Hanson. »Eine saubere Arbeit. Wir sind jetzt ohne Energie, aber im Laufe der nächsten zwei bis drei Wochen wird der Vorrat wieder aufgefüllt sein, und unterdessen kön-

nen die Passagiere sich die Zeit mit der schönen Aussicht vertreiben.«

Martand fühlte sich vor Erleichterung so schwach, daß er nicht sprechen konnte.

»Nun, Mr. Martand«, sagte der Kapitän, zu ihm gewandt, »Ihre Idee hat sich als verdienstvoll erwiesen. Man könnte argumentieren, daß Sie das Schiff und alle an Bord gerettet haben. Man könnte auch argumentieren, daß Mr. Viluekis noch rechtzeitig von sich aus darauf gekommen wäre. Aber es wird zu keinen Erörterungen kommen, denn Ihr Anteil an diesem Manöver darf unter keinen Umständen bekannt werden. Mr. Viluekis tat die Arbeit, und es war eine großartige Leistung purer Virtuosität, selbst wenn wir die Tatsache in Rechnung stellen, daß Sie der auslösende Funke gewesen sein mögen. Er wird dafür belobigt und geehrt werden; Sie aber werden nichts erhalten.«

Martand blieb eine Weile still. Dann sagte er: »Ich habe verstanden. Wenn Mr. Viluekis' Stolz auch nur im geringsten verletzt würde, könnte er nutzlos für Sie werden, und Sie können es sich nicht leisten, ihn zu verlieren. Was mich betrifft – meinetwegen, es sei, wie Sie wollen. Guten Tag Kapitän.«

»Noch nicht ganz«, sagte der Kapitän. »Wir können Ihnen nicht vertrauen.«

»Ich werde nichts sagen.«

»Sie mögen den guten Willen haben, nichts zu sagen, aber oft kommt es anders, als man denkt. Wir können das Risiko nicht auf uns nehmen. Den Rest des Fluges werden Sie unter Arrest in Ihrer Kabine zubringen.«

»Wozu?« fragte Martand ärgerlich. »Ich habe Sie

und Ihr verdammtes Schiff gerettet – und Ihren Fusionisten dazu.«

»Eben deswegen. Weil Sie es gerettet haben. Das ist das logische Ergebnis.«

»Wo bleibt die Gerechtigkeit?«

Der Kapitän winkte ab. »Es ist ein seltener Fall, das gebe ich zu, aber mir bleibt keine andere Wahl. Während der verbleibenden Reisezeit werden Sie niemanden sehen.«

Martand rieb sich die Nase mit einem Finger. »Sicherlich meinen Sie das nicht wortwörtlich, Kapitän.«

»Ich fürchte, ich meine es genau so, wie ich sagte.«

»Aber es gibt noch jemanden, der reden könnte – rein zufällig und ohne es zu wollen. Wenn Sie mich unter Arrest stellen, dann sollten Sie lieber auch Miß Winter inhaftieren.«

»Und die Ungerechtigkeit verdoppeln?«

»Geteiltes Leid ist halbes Leid«, entgegnete Martand.

Und der Kapitän lächelte. »Vielleicht haben Sie recht«, sagte er.

*

Auch Schriftstellerfreunde kommen und gehen, leider. Als ich nach New York gezogen war, sah ich häufig eine Anzahl von Schriftstellern, mit denen ich früher nur selten zusammengekommen war. Lester del Rey und Robert Silverberg sind Beispiele. Aber 1972 zog Bob nach Kalifornien, und ich verlor ihn wieder.

Übrigens hatte ich die Gelegenheit, ein Letztes für John Campbell zu tun. Harry Harrison kam auf den

Gedanken, eine Anthologie von Kurzgeschichten jener Art herauszubringen, die John Campbell zusammen mit ihren Autoren zu Ruhm verholfen hatte. Natürlich gehörte ich zu diesen Autoren, und im Mai 1972 machte ich mich erbötig, eine weitere »Thiotimoline-Geschichte« zu schreiben.

Ich hatte seinerzeit drei davon geschrieben, die beträchtliches Aufsehen erregt hatten. Die erste trug den Titel THE ENDOCHRONIC PROPERTIES OF RESUBLIMATED THIOTIMOLINE und war im März 1948 in »Astounding« erschienen. Die Umstände der Veröffentlichung beschrieb ich in THE EARLY ASIMOV, wo die Geschichte wieder abgedruckt wurde.

Die zweite war THE MICROPSYCHIATRIC APPLICATIONS OF THIOTIMOLINE und kam im Dezember 1953 heraus. Sie wurde zusammen mit der ersten in meiner Sammlung ONLY A TRILLION (Abelard-Schuman, 1957) nachgedruckt.

Die dritte lautete THIOTIMOLINE AND THE SPACE AGE, erschien 1960 in »Analog« und fand später Aufnahme in meinem Buch OPUS 100 (Houghton Mifflin, 1969).

Nun schrieb ich eine vierte Geschichte, ein Vierteljahrhundert nach der ersten, und sie bekam den Titel THIOTIMOLINE AND THE STARS.

Der endochronische Effekt

»Wieder die gleiche Rede, wetten?« sagte Fähnrich Peet überdrüssig.

»Warum nicht?« murmelte Leutnant Prochorow, schloß die Augen und machte es sich auf seinem Platz bequem. »Er hält sie seit fünfzehn Jahren vor den Abgängern der Akademie.«

»Wahrscheinlich Wort für Wort die gleiche«, sagte Peet, der sie das Jahr zuvor zum ersten Mal gehört hatte.

»Was für ein hochtrabender Langweiler! Wenn ihm nur jemand eine Hutnadel in den Hintern stoßen und die ganze Anmaßung herauslassen würde! Er würde einschrumpfen wie ein luftleerer Ballon.«

Aber nun kamen die Absolventen beiderlei Geschlechts in Reih und Glied hereinmarschierend, begleitet von dumpfen Trommelwirbeln, um ihre Plätze in der Aula einzunehmen. Als sie alle saßen, betrat Admiral Vernon den Saal und marschierte in steifer Haltung zum Podium, wo er hinter das Rednerpult trat und seine Papiere sortierte. Schließlich blickte er auf und in die Runde und begann seine Abschiedsrede zu verlesen.

»Ich begrüße Sie, Absolventen des Jahrgangs 22! Ihre Ausbildungszeit liegt hinter Ihnen. Nun beginnt die Schule der praktischen Erfahrung.

Sie haben alles Wissenswerte über die Theorie der Raumfahrt gelernt. Sie wurden mit Astrophysik, Himmelsmechanik und Relativitätstheorie vertraut gemacht. Aber Sie haben nichts über Thiotimolin gehört.

Das geschah aus einem sehr guten Grund. Einer Vorlesung darüber beizuwohnen, hätte Ihnen nichts genützt. Sie werden lernen müssen, mit Thiotimolin zu fliegen. Thiotimolin und nichts anderes wird Sie zu den Sternen führen. Alles Bücherwissen der Welt reicht nicht aus, um den Umgang mit Thiotimolin zu lernen. Nun, auch wer ihn mangels spezieller Begabung nicht erlernt, kann es auf vielen Gebieten der Astronautik zu etwas bringen; nur der Beruf eines Piloten wird ihm – oder ihr – verschlossen bleiben.

Ich möchte Ihnen an diesem Tag Ihrer Graduierung die einzige Lektion über das Thema mit auf den Weg geben, die Sie je bekommen werden. Danach werden Sie in der Flugpraxis mit Thiotimolin zu tun haben, und wir werden sehr bald in Erfahrung bringen, ob der einzelne ein Talent dafür besitzt.«

Der Admiral machte eine Pause und schien von Gesicht zu Gesicht zu blicken, als versuche er im voraus die unter den Absolventen vorhandenen Talente einzuschätzen. Dann bellte er:

»Thiotimolin! Erstmals erwähnt im Jahre 1948, der Legende nach von einem gewissen Azimuth oder Asymptot, der sehr wahrscheinlich niemals existiert hat. Es gibt kein Exemplar des Originalartikels, der angeblich von ihm verfaßt wurde, sondern nur vage Hinweise darauf, die allesamt erst aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert stammen.

Das ernsthafte Studium begann mit Almirante, der Thiotimolin entweder entdeckte oder wiederentdeckte, wenn wir die Azimuth-Asymptot-Legende akzeptieren wollen. Almirante arbeitete die Theorie der hypersterischen Behinderung und zeigte, daß das Thiotimolinmolekül so deformiert ist, daß es zur

Ausdehnung durch die zeitliche Dimension in die Vergangenheit auf der einen und die Zukunft auf der anderen Seite gezwungen wird.

Wegen seiner Zukunftsausdehnung kann Thiotimolin mit einem Ereignis in Wechselwirkung treten, das noch nicht stattgefunden hat. Es läßt sich zum Beispiel – um das klassische Beispiel zu gebrauchen – ungefähr eine Sekunde vor dem Hinzufügen von Wasser in diesem auflösen.

Thiotimolin ist eine vergleichsweise einfache Verbindung. Es besitzt die einfachste Molekularstruktur, die der Entfaltung endochronischer Eigenschaften fähig ist – das heißt, der Ausdehnung Vergangenheit-Zukunft. Die praktische Anwendung der Endochronie konnte jedoch erst erfolgen, als die Entwicklung komplexer Molekularstrukturen möglich wurde; das waren Polymere, die Endochronie mit fester Struktur vereinten.

Pellegrine gelang als erstem die Herstellung endochronischer Kunstharze und Plastikstoffe, und kaum zwanzig Jahre später erfand Cudahy die Technik zur Bindung endochronischer Plastikmaterialien mit Metall. Damit wurde es möglich, große Objekte endochronisch zu machen – Raumschiffe, um ein Beispiel zu nennen.

Überlegen wir uns nun, was geschieht, wenn ein großes Objekt endochronisch ist. Ich werde es nur qualitativ beschreiben; mehr ist nicht vonnöten. Die Theoretiker haben alles mathematisch ausgearbeitet, aber ich habe noch keinen Physiker getroffen, der ein Raumschiff steuern konnte. Bleiben wir also mit den Beinen auf der Erde und bei den praktischen Auswirkungen.

Das kleine Thiotimolinmolekül ist außerordentlich

empfindlich für die wahrscheinlichen Erscheinungsformen der Zukunft. Wenn Sie entschlossen sind, das Wasser hinzuzufügen, wird sich das Molekül schon vorher auflösen. Zweifeln Sie jedoch, ob Sie das Wasser hinzufügen sollen oder nicht, so wird sich das Thiotimolinmolekül erst auflösen, wenn Sie es tatsächlich mit Wasser zusammenbringen.

Je größer das endochronische Molekül, desto geringer seine Empfindlichkeit gegenüber Zweifeln. Es kann sich auflösen, seine elektrischen Eigenschaften verändern oder in eine andere Wechselwirkung mit Wasser treten, selbst wenn Sie beinahe sicher sind, daß Sie das Wasser nicht hinzufügen werden. Was aber geschieht, wenn Sie das Wasser tatsächlich beiseite lassen? Die Antwort ist einfach. Die endochronische Struktur wird auf der Suche nach Wasser in die Zukunft gehen; findet sie es dort nicht, wird sie in der zukunftsgerichteten Bewegung fortfahren.

Die Wirkung ähnelt der bekannten Geschichte mit dem Esel, der der Karotte folgt, die an einem Stecken befestigt und dem Tier auf Armeslänge vor die Nase gehalten wird. Nur ist die endochronische Struktur nicht so klug wie der Esel und gibt niemals auf.

Wenn ein ganzes Schiff endochronisch ist – das heißt, wenn endochronische Gruppen in kurzen Abständen am Rumpf angebracht werden –, ist es einfach, eine Vorrichtung zu entwickeln, die ständig scheinbar im Begriff ist, den Gruppen Wasser zu spenden, es aber nie wirklich tut.

In diesem Fall bewegen sich die endochronischen Gruppen in der Zeit vorwärts, wobei sie das gesamte Schiff und alle Gegenstände an Bord, einschließlich seiner Besatzung, mitnehmen.

Natürlich gibt es keine Absoluten. Die zeitliche Vorwärtsbewegung des Schiffes ist relativ zum Universum. Genauso könnte man sagen, das Universum bewege sich relativ zum Schiff zeitlich rückwärts. Die Rate dieser Vorwärts-, bzw. Rückwärtsbewegung kann durch Veränderung der Vorrichtung zum Hinzufügen des Wassers mit großer Genauigkeit eingestellt werden. Die richtige Methode, dies zu tun, kann gelernt werden, aber nur ein angeborenes Talent kann es in ihrer Anwendung zur Vollkommenheit bringen. Ob Sie, meine lieben Absolventen, dieses Talent haben, und in welchem Maße, wird über Ihre zukünftige Verwendung im Dienst entscheiden.«

Wieder hielt er inne und überblickte seine Zuhörerschaft. Kein Räuspern störte die Stille, als er fortfuhr.

»Um innerhalb realistischer, der menschlichen Lebensdauer angemessener Zeitspannen zu fremden Sonnensystem und wieder zurück zu gelangen, ist es notwendig, Raumschiffe auf annähernd Lichtgeschwindigkeit zu beschleunigen. Die subjektive Zeit verlangsamt sich, und die Mannschaft gewinnt den Eindruck, die ganze Reise in nur wenigen Monaten gemacht zu haben. Aber für den Rest des Universums geht die Zeit ihren normalen Gang, und wenn die Besatzung zurückkehrt, wird sie feststellen, daß auf Erden viele Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte vergangen sind, während sie selbst vielleicht nur ein paar Jahre erlebt hat und entsprechend wenig gealtert ist.

Wie man es auch wendet, Reisen zu anderen Sternen beinhalten wegen der enormen Entfernungen sehr lange Zeiträume, wenn auch nicht für das subjektive Empfinden der Besatzung, so doch auf der Erde. Kehrt man überhaupt zurück, so muß man in die ferne Zu-

kunft der schnellebigen menschlichen Gesellschaft zurückkehren, und das läßt bereits erkennen, daß interstellare Reisen psychologisch nicht praktikabel sind.

Aber ...«

Er schickte einen durchbohrenden Blick in die Runde und sagte mit leiser, gespannter Stimme: »Wenn wir ein endochronisches Schiff gebrauchen, können wir dem Zeitausdehnungseffekt mit dem endochronischen Effekt begegnen. Während das Schiff mit enormer Geschwindigkeit durch den Weltraum reist und seine Besatzung eine bedeutende Verlangsamung des erlebten Zeitablaufs erfährt, bewegt der endochronische Effekt das Universum in Beziehung zum Schiff rückwärts durch die Zeit. Kehrt das Schiff nach etwa zwei Monaten erlebter Zeit zur Erde zurück, so wird auch das gesamte Universum nur einen Zeitablauf von zwei Monaten erfahren haben. So wurden interstellare Reisen endlich durchführbar.

Selbstverständlich setzt dieses Verfahren eine sehr feinfühligte Abstimmung der verschiedenen Komponenten voraus. Wenn der endochronische Effekt hinter dem Zeitausdehnungseffekt zurückbleibt, so kehrt das Schiff nach zwei Monaten zurück, um eine Erde vorzufinden, die um vier Monate älter geworden ist. Das ist vielleicht nicht viel; damit ließe sich leben, werden Sie denken. Aber so einfach ist es nicht. Die Besatzungsmitglieder sind außer Phase. Sie fühlen, daß alles um sie her im Vergleich mit ihnen um zwei Monate gealtert ist. Die Bevölkerung wiederum fühlt, daß die Besatzungsmitglieder zwei Monate jünger sind, als sie sein sollten. Das kann unter Verwandten und Eheleuten zu Spannungen und Entfremdungen führen.

Eilt der endochronische Effekt dagegen dem Zeitausdehnungseffekt ein wenig voraus, so kehrt das Schiff nach zwei Monaten zurück, um eine Erde anzutreffen, die überhaupt keine Zeitspanne durchlebt hat. Kaum erhebt sich das Schiff in den Himmel, sieht der irdische Betrachter es auch schon wieder zurückkehren. Auch dies ist psychologisch ungünstig, denn nun altert die Besatzung schneller als ihre daheimgebliebenen Angehörigen. Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die meisten Reisen wesentlich länger dauern als zwei Monate.

Nein, liebe Absolventen, ein interstellarer Flug wird nur dann als erfolgreich betrachtet werden, wenn der erlebte Zeitablauf an Bord und jener auf Erden auf die Minute übereinstimmen. Eine Abweichung von fünf Minuten ist schlampige Arbeit, mit der Sie sich keine Verdienst erwerben werden. Eine Abweichung von zehn Minuten wird nicht toleriert werden.

Ich weiß sehr wohl, welche Fragen Ihnen jetzt durch den Sinn gehen. Sie beschäftigten auch mich, als ich dort saß, wo Sie jetzt sitzen. Haben wir im endochronischen Schiff nicht das Äquivalent einer Zeitmaschine? Können wir nicht durch geeignete Einstellung vorsätzlich ein Jahrhundert in die Zukunft reisen, unsere Beobachtungen machen und dann ein Jahrhundert in die Vergangenheit gehen, um zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren? Oder umgekehrt, können wir nicht ein Jahrhundert in die Vergangenheit und dann zurück in die Zukunft reisen, von wo wir gekommen sind? Oder auch tausend Jahre? Ja, was das angeht, könnten wir nicht Zeugen der Erdentstehung werden, der Entwicklung des Lebens, des Absterbens der Sonne?

Liebe Absolventen, die Mathematiker sagen uns, daß derartige Unternehmungen Paradoxien erschaffen und zuviel Energie verbrauchen würden. Aber ich sage Ihnen, zum Teufel mit Paradoxien und dergleichen. Wir können es aus einem sehr einfachen Grunde nicht. Die endochronischen Eigenschaften sind instabil. Moleküle, die in die Zeitdimension gedehnt werden, sind in der Tat äußerst empfindlich. Relativ kleine Wirkungen verursachen chemische Veränderungen in ihnen, die ein Zusammenziehen bewirken. Diese Veränderungen können auch von zufälligen Vibrationen hervorgerufen werden.

Die praktische Folge davon ist, daß ein endochronisches Schiff langsam in den isochronischen Zustand übergeht und gewöhnliche Materie ohne zeitliche Ausdehnung wird. Die moderne Technologie hat die Häufigkeit solcher unerwünschter zeitlichen Schrumpfeffekte enorm reduziert, aber theoretisch wird es niemals möglich sein, ein wirklich stabiles endochronisches Molekül zu erzeugen.

Dies bedeutet, daß unser Raumschiff als endochronisches Objekt eine begrenzte Lebensdauer hat. Es muß zur Erde zurückkehren, solange seine endochronischen Eigenschaften wirksam sind, damit sie für die nächste Reise wiederhergestellt werden können.

Was geschieht nun, wenn Sie aus der Zeit zurückkehren? Wenn Sie Ihrer eigenen Zeit nicht sehr nahe sind, können Sie nicht damit rechnen, daß der jeweilige Stand der Technologie Ihnen erlauben wird, Ihr Schiff zu reendochronisieren. Wenn Sie in der Zukunft sind, können Sie Glück haben. In der Vergangenheit werden Sie mit Sicherheit kein Glück haben.

Wenn Sie durch Unachtsamkeit oder Mangel an Talent eine beträchtliche Entfernung in die Vergangenheit zurücklegen, werden Sie mit Sicherheit dort steckenbleiben, weil es keine Möglichkeit geben wird, Ihr Schiff für die Rückkehr dorthin vorzubereiten, was Ihnen dann als Zukunft erscheinen wird.

Damit wir uns recht verstehen«, sagte er mit erhobener Stimme und schlug bekräftigend aufs Rednerpult, »es gibt keine Zeit in der Vergangenheit, wo ein zivilisierter Astronaut sein Leben zubringen möchte. Es könnte Ihnen womöglich passieren, im Frankreich der Merowinger zu stranden, oder noch schlimmer, im Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts.

Enthalten Sie sich also aller diesbezüglicher Experimente und widerstehen Sie Spielereien mit der Zeit.

Nun, Sie mögen sich fragen, wie es möglich ist, daß relativ wenige endochronische Moleküle, hier und dort über die Materie verteilt, die in ihrer überwältigenden Masse isochronisch ist, alles mit sich ziehen können. Warum sollte eine endochronische Ausdehnung, die dem mutmaßlichen Wasser zustrebt, Trillionen von Molekülen isochronischer Natur mit sich ziehen? Unsere lebenslange Erfahrung mit dem Trägheitsgesetz sagt uns, daß dies nicht geschehen sollte.

Der Bewegung zur Vergangenheit oder Zukunft ist jedoch kein Trägheitsmoment inhärent. Wenn ein Teil eines Objekts sich zur Vergangenheit oder Zukunft bewegt, tut es auch der Rest, und zwar mit genau derselben Geschwindigkeit. Es gibt überhaupt keinen Masse-Faktor. Das ist der Grund, warum es genauso einfach ist, das gesamte Universum rückwärts durch die Zeit zu bewegen.

Aber das ist noch nicht alles. Der Zeitausdeh-

nungseffekt ist das Ergebnis Ihrer Beschleunigung im Hinblick auf das allgemeine Universum. Durch die Verwendung des endochronischen Effekts löschen wir aber den Zeitausdehnungseffekt aus. Kurzum, wenn der endochronische Effekt genau dem Zeitausdehnungseffekt entspricht, wird der Trägheitseffekt der Beschleunigung annulliert.

Mit dem Verschwinden des Trägheitsmoments können Sie mit jeder beliebigen Rate beschleunigen, ohne es zu spüren. Ist der endochronische Effekt genau abgestimmt, können Sie innerhalb weniger Minuten vom Stillstand auf zweihundertfünfzigtausend Sekundenkilometer beschleunigen. Je talentierter und geschickter Sie den endochronischen Effekt handhaben, desto rascher können Sie beschleunigen.

Eben jetzt machen Sie diese Erfahrung. Es scheint Ihnen, daß Sie in einer Aula auf der Erdoberfläche sitzen, und ich bin sicher, daß keiner von Ihnen Anlaß hatte, am Wahrheitsgehalt dieses Eindrucks zu zweifeln. Trotzdem ist er irrig.

Sie befinden sich in einer Aula, das gebe ich zu, aber sie ist nicht auf der Erdoberfläche – nicht mehr. Sie und ich – wir alle – sind in einem großen Raumschiff, das gleichzeitig mit dem Beginn dieser Ansprache startete und mit enormer Rate beschleunigte. Während ich sprach, erreichten wir den äußersten Bereich des Sonnensystems, und nun kehren wir zurück.

Zu keinem Zeitpunkt haben Sie auch nur die geringste Beschleunigung gespürt, weder bei Änderungen der Geschwindigkeit noch solchen der Richtung. Infolgedessen nahmen Sie alle als selbstverständlich an, Sie wären an Ort und Stelle auf der Erdoberfläche geblieben.

Aber nichts dergleichen, liebe Absolventen. Während ich meine Rede hielt, waren Sie draußen im Weltraum und haben nach den Berechnungen den Planeten Saturn in nur fünf Millionen Kilometer Entfernung passiert.«

Die deutliche Unruhe unter den Zuhörern schien ihm eine grimmige Befriedigung zu bereiten.

»Kein Grund zur Besorgnis, meine jungen Freunde. Da wir keinen Trägheitseffekt spüren, erfahren wir auch keine Anziehungskraft (die zwei sind im wesentlichen miteinander identisch), so daß unser Kurs vom Saturn nicht beeinflußt worden ist. In wenigen Augenblicken werden wir auf die Erdoberfläche zurückgekehrt sein. Um Sie mit einer kleinen Extraüberraschung zu erfreuen, werden wir auf dem UNO-Port bei Lincoln, Nebraska, landen, und Sie werden Gelegenheit erhalten, sich für das Wochenende der Vergnügen der Metropole zu erfreuen.

Übrigens zeigt die Tatsache, daß wir keine Auswirkungen des Trägheitsmoments verspürt haben, wie gut der endochronische dem Zeitausdehnungseffekt angeglichen war. Hätte es irgendwelche Abweichungen gegeben, wenn auch nur geringfügiger Natur, so hätten wir alle die Auswirkungen der Beschleunigung zu fühlen bekommen.

Denken Sie daran, Absolventen, eine Differenz von fünf Minuten ist Schlamperei, und eine Zehnminutendifferenz kann nicht geduldet werden. Wir sind jetzt im Begriff, zu landen; Leutnant Prochorow, wollen Sie so gut sein und den Landevorgang überwachen?«

Prochorow, der schon aufgestanden war, sagte: »Zu Befehl, Sir«, salutierte schneidig und erstieg die

Leiter im Hintergrund der Aula, wo er gesessen hatte.

Admiral Vernon lächelte in die Runde. »Sie werden alle auf Ihren Plätzen bleiben. Wir liegen genau auf Kurs. Meine Schiffe liegen immer genau auf ihrem Kurs.«

Aber dann kam Prochorow wieder die Leiter herunter und eilte im Laufschrift durch den Mittelgang zum Rednerpult. Er sprang aufs Podium und wisperte in dringendem Ton: »Admiral, wenn dies Lincoln in Nebraska ist, dann stimmt etwas nicht. Ich kann nur Indianer sehen; ein paar Gruppen von Indianern. Aber Indianer in Nebraska? Heutzutage?«

Admiral Vernon erbleichte und stieß einen röchelnden Laut aus. Er griff sich ans Herz, brach in die Knie und fiel zu Boden, während die Absolventen aufstanden und nicht wußten, wie sie reagieren sollten. Fähnrich Peet war Prochorow aufs Podium gefolgt, hatte seine Worte mitgehört und stand jetzt wie vom Donner gerührt.

Prochorow wandte sich um und breitete die Arme aus. »Alles ist in Ordnung, meine Damen und Herren. Beruhigen Sie sich. Der Admiral hat bloß einen vorübergehenden Schwindelanfall erlitten. Das passiert älteren Herren gelegentlich bei Landungen.«

Peet wisperte ihm heiser zu: »Aber wir sitzen in der Vergangenheit fest, Prochorow!«

Prochorow blickte ihn mit hochgezogenen Brauen an. »Wie kommen Sie darauf? Natürlich nicht. Sie haben nichts gefühlt, oder? Wir können nicht mal eine Stunde abgewichen sein. Wenn der Admiral ebensoviel Grips im Kopf hätte wie Lametta an seiner Uniform, hätte er es auch erkannt. Er hatte es ja gerade gesagt, in Gottes Namen.«

»Warum sagten Sie dann, etwas sei nicht in Ordnung? Warum sagten Sie, dort draußen wären Indianer?«

»Weil etwas nicht in Ordnung ist und Indianer draußen sind. Wenn der Admiral zu sich kommt, wird er mir nichts anhaben können. Die Zeit stimmt, aber wir landeten nicht in Lincoln, Nebraska, also stimmt etwas nicht. Und was die Indianer angeht – nun, wenn ich die Verkehrsschilder richtig gelesen habe, dann sind wir in der Nähe von La Paz in Bolivien heruntergekommen.«

*

Harry Harrisons Anthologie, in der diese Kurzgeschichte erschien, nannte sich einfach »Astounding«. Es war Harrys Ziel gewesen, sie zu einer Art Denkmal dieser Zeitschrift zu machen. Es gibt nichts gegen »Analog« einzuwenden, aber bei uns alten Hasen kann keine Namensänderung den Platz in unseren Herzen einnehmen, der »Astounding«, gehört.

Im Frühjahr bat mich die »Saturday Evening Post«, nachdem sie einige meiner kurzen Erzählungen abgedruckt hatte, etwas für eine Erstveröffentlichung zu schreiben. Am 3. Mai 1973 schrieb ich, fest im Griff der Inspiration, LIGHT VERSE in einer einzigen kurzen Sitzung an der Schreibmaschine und brauchte bei der Endfassung des Manuskripts kaum ein Wort zu verändern. Die Geschichte erschien in der September/Oktoberausgabe 1973 der »Saturday Evening Post«.

Lichtpoesie

Die letzte Person auf Erden, in der jemand eine Mörderin vermutet hätte, war Mrs. Avis Lardner. Als Witwe des bekannten Industriellen und Konzerngründers, widmete sie sich ganz ihren philanthropischen Neigungen, sammelte Kunstwerke, brillierte als Gastgeberin und war, darin stimmten alle überein, eine künstlerisch hochbegabte Frau. Vor allem aber war sie der sanfteste und freundlichste Mensch, den man sich denken konnte.

Ihr Ehemann, William J. Lardner, starb, wie wir alle wissen, an den Spätfolgen radioaktiver Strahlung aus einem seiner Kernkraftwerke, nachdem er bei einer Reaktorpanne demonstrativ auf dem Kraftwerksgelände geblieben war, um zu beweisen, daß es sich lediglich um einen harmlosen Betriebsunfall handele.

Mrs. Lardner hatte die Leitung der Konzerngeschäfte in tüchtige Hände übergeben und das ererbte Vermögen klug verwaltet. Sie war eine sehr reiche Frau.

Ihre prachtvolle Villa von den Ausmaßen eines kleinen Schlosses stellte ein wahrhaftiges Museum von Kunstwerken aus einem Dutzend verschiedener Kulturen dar. Besonders berühmt war ihre Sammlung juwelenbesetzter Kunstgegenstände. All ihre Schätze – Bilder, Plastiken, Antiken, Schmuckstücke und klassisches Kunstgewerbe aus vieler Herren Länder – waren fachkundig geordnet und jedermann zur Besichtigung zugänglich. Die Gegenstände waren nicht versichert, und es gab keine der üblichen Schutzvorrichtungen. Solche konventionellen Lösun-

gen waren nicht vonnöten, denn Mrs. Lardner verfügte über einen großen Stab von Dienstrobotern, die jedes Objekt im Haus mit unermüdlicher Aufmerksamkeit, untadeliger Ehrlichkeit und unübertrefflicher Zuverlässigkeit bewachten.

Jedermann wußte von der Existenz dieser Roboter, und nie hatte es auch nur einen versuchten Diebstahl gegeben.

Eine weitere Attraktion – und durchaus nicht die geringste – waren ihre Lichtskulpturen. Wie Mrs. Lardner ihr von manchem genial genanntes Talent für diese Kunst entdeckt hatte, vermochte kein Gast ihrer vielen glänzenden Empfänge und Abendgesellschaften zu erraten. Doch wann immer ihr Haus für Gäste geöffnet wurde, schimmerte eine neue Lichtsymphonie durch die Räume; dreidimensionale Kurven und Formen in schmelzenden Farben, manche weich und irisierend, manche mit reinen, beinahe beängstigenden, kristallinen Effekten, die jeden Anwesenden verblüfften und nie verfehlten, Mrs. Lardners bläulich-weißem Haar und ihrem hübschen, doch welkenden Gesicht zu schmeicheln.

Die Lichtskulpturen machten sie so berühmt, daß viele Gäste nur dieser einzigartigen Illusionen wegen kamen, die sich in ihren Formen und Effekten niemals wiederholten und ständig neue experimentelle Wege des künstlerischen Ausdrucks erfanden. Viele Leute, die sich Lichtkonsolen leisten konnten, versuchten, ähnliches zu schaffen, aber niemand konnte sich mit Mrs. Lardners Genius messen, nicht einmal jene, die sich für berufene Künstler hielten.

Sie selbst war von bezaubernder Bescheidenheit, wenn sie darauf angesprochen wurde. »Nein, nein«,

pfl egte sie abzuwehren, wenn jemand überschwen glich wurde, »ich würde es ganz gewiß nicht genial nennen. Das ist zuviel der Ehre. Im höchsten Falle würde ich sagen, daß es ›Lichtpoesie‹ sei.« Und alle lächelten über ihre sanften Scherz.

O bgleich sie häufig darum gebeten wurde, wollte sie Lichtskulpturen zu keinem anderen Anlaß als ihren eigenen Festlichkeiten schaffen. »Das wäre Kommerzialisierung«, sagte sie.

Sie hatte jedoch nichts dagegen, wenn von ihren Skulpturen komplizierte Hologramme hergestellt wurden, damit ihre Kunst vor Vergänglichkeit bewahrt und in Museen und Ausstellungen reproduziert werden konnte. Auch verlangte sie niemals ein Honorar für solche Verwendungen ihrer Lichtskulpturen.

»Ich kann wirklich nichts dafür verlangen«, sagte sie und breitete die Arme aus. »Warum sollten andere dafür bezahlen? Schließlich habe ich selbst keinen weiteren Bedarf dafür.« Und damit hatte sie recht. Niemals verwendete sie dieselbe Lichtskulptur zweimal.

Wenn die Hologramme aufgenommen wurden, zeigte sie sich im höchsten Maße kooperationsbreit. Sie beschränkte sich nicht darauf, wohlwollend zuzusehen, sondern war stets bestrebt, ihre Dienstroter zur aktiven Mithilfe anzuhalten. »Bitte, Courtney«, pfl egte sie zu sagen, »würdest du so freundlich sein und die Trittleiter aufstellen?«

Das war ihre Art. Immer sprach sie ihre Roboter mit der größten Höflichkeit und Liebenswürdigkeit an, als ob sie Menschen wären.

Einmal, es war schon Jahre her, war sie von einem

Regierungsfunktionär vom Amt für Roboter und mechanische Arbeitskräfte beinahe gescholten worden. »Das können Sie nicht machen«, sagte er streng. »Es beeinträchtigt ihre Effizienz. Sie sind konstruiert, Befehle auszuführen, und je klarer und eindeutiger Sie diese Befehle geben, desto rascher und genauer führen sie sie aus. Wenn Sie jedoch mit umständlicher Höflichkeit um etwas bitten, fällt es den Robotern schwer, den Befehl darin zu verstehen. Sie reagieren dann langsamer.«

Mrs. Lardner legte ihren aristokratischen Kopf in den Nacken und sagte kühl: »Ich verlange weder Schnelligkeit noch Effizienz. Ich appelliere an den guten Willen. Meine Roboter lieben mich.«

Der Funktionär hätte erklären können, daß Roboter nicht lieben, doch unter ihrem verletzten Blick verstummte er.

Es war bekannt, daß Mrs. Lardner sogar darauf verzichtete, ihre Roboter zur Inspektion und Neueinstellung der Vertragswerkstatt des Herstellers zu überlassen. »Sobald ein Roboter in meinem Haus ist«, sagte sie, »und seine Pflichten erfüllt hat, muß man diese oder jene kleine Eigenheit mit in Kauf nehmen. Ich werde nicht zulassen, daß man sie auseinanderreißt und verändert.«

Wenn jemand den schlimmen Fehler machte, ihr zu erläutern, daß ein Roboter nur eine Maschine sei, konnte sie recht ungehalten werden. Dann pflegte sie sehr steif und abweisend zu sagen: »Nichts, was so intelligent ist wie ein Roboter, kann ›bloß‹ eine Maschine sein. Ich behandle sie als Menschen, und ich fahre gut dabei.«

Und das war das.

Sie behielt sogar Max, obwohl er beinahe hilflos war. Er konnte kaum verstehen, was von ihm verlangt wurde. Mrs. Lardner leugnete dies jedoch standhaft. »Keineswegs!« erwiderte sie mit Festigkeit. »Er kann den Gästen die Hüte und Mäntel abnehmen und ordentlich in der Garderobe unterbringen. Er kann Gegenstände für mich halten. Er kann sich in vielerlei Hinsicht nützlich machen.«

»Aber warum lassen Sie ihn nicht einstellen?« fragte eine Freundin einmal.

»Oh, das brächte ich nicht fertig. Er ist er selbst, eine Persönlichkeit. Und er ist sehr liebenswert, wissen Sie. Schließlich ist ein positronisches Gehirn so komplex, daß niemand sagen kann, in welcher Weise es absonderlich ist. Würde man ihn überholen und völlig normal machen, gäbe es keine Möglichkeit, ihm die liebenswerten Eigenheiten zurückzugeben, die er jetzt besitzt. Gerade die möchte ich nicht verlieren.«

»Aber wenn er fehlerhaft eingestellt ist«, sagte die Freundin mit einem nervösen Blick zu Max, »könnte er dann nicht gefährlich sein?«

»Niemals«, erwiderte Mrs. Lardner lachend. »Ich habe ihn seit Jahren. Er ist völlig harmlos und ein wirklich lieber Kerl.«

Tatsächlich sah er wie die anderen Roboter aus, glatt, metallisch, unbestimmt menschlich, aber ausdruckslos.

Für die freundliche Mrs. Lardner freilich war jeder von ihnen ein Individuum mit unverwechselbaren Kennzeichen und Verhaltensweisen. So eine Frau war sie.

Wie konnte sie einen Mord begehen?

Daß ausgerechnet John Semper Travis als Opfer eines Mordes enden sollte, hätte niemand für möglich gehalten. Introvertiert und freundlich zu jedermann, war er in der Welt, aber nicht ein Teil von ihr. Er hatte die besondere mathematische Begabung, die ihn befähigte, den millionenfach geknüpften Teppich der positronischen Verbindungswege im Gehirn eines Roboters auswendig zu kennen.

Er war Chefingenieur der Gesellschaft für Kybernetik und Mechanische Menschen m.b.H.

Aber er war auch ein begeisterter Amateur auf dem Gebiet der Lichtskulpturen. Er hatte sogar ein Buch darüber verfaßt, worin er darzulegen versuchte, daß die kybernetisch-mathematischen Prinzipien, die für die Ausarbeitung positronischer Verbindungswege in künstlichen Gehirnen verwendet wurden, mit Erfolg für die Erzeugung ästhetischer Lichtskulpturen nutzbar gemacht werden könnten.

Seine Bemühungen, diese Theorie in die Praxis zu überführen, waren jedoch ein enttäuschender Fehlschlag. Die nach seinen mathematischen Prinzipien von ihm selbst erzeugten Lichtskulpturen waren plump, mechanisch und uninteressant.

Es war der einzige Schatten in seinem stillen, introvertierten und sicheren Leben, doch Grund genug für ihn, sehr unglücklich zu sein. Er wußte, daß seine Theorie richtig war, doch konnte er sie nicht in die Praxis umsetzen. Wenn es ihm nur gelänge, eine einzige wirklich künstlerische Lichtskulptur zu erzeugen

...

Natürlich war ihm Mrs. Lardners Lichtpoesie bekannt. Die Frau wurde im ganzen Land als ein Genie bejubelt, aber Travis wußte, daß sie nicht einmal die

einfachsten Aspekte kybernetischer Mathematik verstehen konnte. Er hatte wiederholt mit ihr korrespondiert, aber sie lehnte es beharrlich ab, ihre Methoden zu erläutern, so daß er sich zu fragen begann, ob sie überhaupt welche hatte. Mochte es nicht bloß Intuition sein? Aber auch Intuition ließ sich mathematisch ausdrücken. Schließlich gelang es ihm, eine Einladung zu einer ihrer Abendgesellschaften zu erhalten. Er mußte sie einfach sprechen.

Mr. Travis kam mit einiger Verspätung. Er hatte zu Hause einen letzten Versuch mit einer mathematisch vorberechneten Lichtskulptur gemacht, und das Ergebnis war eine klägliche Enttäuschung gewesen.

Er begrüßte Mrs. Lardner mit verwundertem Respekt und sagte: »Das war ein höchst seltsamer Roboter, der mir Hut und Mantel abnahm.«

»Das ist Max«, sagte Mrs. Lardner.

»Er ist fehlerhaft und ein ziemlich altes Modell. Wie kommt es, daß Sie ihn nicht zur Überholung der Fabrik eingesandt haben?«

»Ach nein«, erwiderte Mrs. Lardner. »Das wäre zuviel Mühe.«

»Ganz und gar nicht, gnädige Frau«, sagte Travis. »Sie werden es nicht glauben, aber es war eine ganz einfache Sache. Da ich bei der Gesellschaft für Kybernetik und Mechanische Menschen arbeite, nahm ich mir die Freiheit, ihn selbst einzustellen. Es dauerte kaum zehn Minuten, und Sie werden finden, daß er wieder voll arbeitsfähig ist.«

Eine seltsame Veränderung trat in Mrs. Lardners Züge. Zum ersten Mal in ihrem sanften Leben fand Wut einen Platz darin, und es sah aus, als wüßten die

Gesichtsmuskeln den Ausdruck nicht zu formen.

»Sie haben ihn eingestellt?« kreischte sie. »Aber er war es doch, der meine Lichtskulpturen schuf! Es war die fehlerhafte Einstellung, der Defekt, den Sie niemals wiederherstellen können, der, der – der ...«

Es war ein unglücklicher Zufall, daß sie gerade ihre Sammlung vorzeigte und daß der juwelenbesetzte Malaiendolch aus Kambodscha vor ihr auf der marmornen Tischplatte lag.

Travis' Gesicht verzerrte sich in tödlichem Erschrecken. »Sie – Sie meinen, wenn ich seine einzigartig defekten positronischen Verbindungswege studiert hätte, wäre ich vielleicht darauf gekommen ...«

Sie ergriff den Dolch und warf sich auf ihn, zu schnell, als daß die Umstehenden sie hätten zurückhalten können. Und Travis versuchte dem Stoß nicht auszuweichen. Einige sagten später, er sei ihm entgegengekommen – als ob er hätte sterben wollen.

*

Als ich die Erzählung der »Saturday Evening Post« einschickte, wollte ich die Leute nicht im Zweifel darüber lassen, daß es eine neue Geschichte war, und so erklärte ich im Begleitbrief ziemlich nachdrücklich, daß »ich sie heute geschrieben habe.«

Dabei hatte ich übersehen, daß viele Leute ein Vorurteil gegen Geschichten haben, die schnell geschrieben wurden. Es gibt die Legende, daß eine gute Geschichte geschrieben und geändert und wieder umgeschrieben werden müsse und daß der Autor sich in tagelangen schöpferischen Geburtswehen quälen müsse, wenn etwas Gutes dabei herauskommen soll.

Solche Fälle mag es geben, aber ich denke, viele Schriftsteller verbreiten diese dramatische Version, um öffentliche Sympathien für sich zu gewinnen.

Ich schreibe jedenfalls nicht langsam, aber Herausgeber, die nicht viel Erfahrung mit mir haben, wissen das nicht. Die Leute von der »Saturday Evening Post« schrieben mir einen Brief und lobten die Geschichte über den grünen Klee und drückten ihr äußerstes Erstaunen aus, daß es mir gelungen sei, sie an einem Tag zu schreiben. Ich blieb still und sagte nichts.

Ihnen freilich kann ich es sagen, weil Sie meine Freunde sind. Vor dem Augenblick, da ich mich an die Schreibmaschine setzte, bis zu dem Augenblick, da ich den Umschlag mit dem Manuskript in den Briefkasten steckte, verging nicht ein Tag. Zwischen diesen beiden Augenblicken lagen zweieinhalb Stunden. Aber erzählen Sie das nicht der »Saturday Evening Post«.

Was bleibt noch übrig, um Sie auf den letzten Stand der Ereignisse zu bringen?

Nun, am 30. November 1973 heiratete ich ein zweites Mal. Meine Frau ist Janet Jeppson. Sie ist Psychiaterin, Schriftstellerin und eine wunderbare Frau in der Reihenfolge zunehmender Bedeutung. Sie hat einen eigenen Roman veröffentlicht, der den Titel THE SECOND EXPERIMENT (Houghton Mifflin, 1974) trägt. Die endgültige Nachricht über die Annahme dieses Romans ging ihr am 30. November 1973 zu, eine halbe Stunde, nachdem wir geheiratet hatten. Es war ein großer Tag.

Ich wünsche mir, daß ihre berufliche Arbeit ihr ein wenig mehr Zeit zum Schreiben ließe. Dann könnten

wir eines Tages vielleicht eine gemeinsame Anthologie herausbringen.

ENDE

Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

Der Zeitspieler

SF-Roman von A. E. van Vogt

Ein Mann des 20. Jahrhunderts in der Stadt der Schatten

Als Morton Cargill, Offizier der US-Armee, fahrlässig den Unfalltod eines Mädchens verursacht, greift die Interzeitgesellschaft für Psychische Wiederherstellung ein.

Cargill wird in das Jahr 2391 versetzt, wo der Tod auf ihn wartet – auf Antrag einer Ururenkelin seines damaligen Unfallopfers.

Doch die drohende Exekution bedeutet für Morton Cargill nichts anderes als den Anfang einer Serie von phantastischen Ereignissen. Der Mann des 20. Jahrhunderts nimmt teil am Kampf der Zwischner, der Schweber und der Schatten, dreier Gesellschaftsformen aus der Zukunft.

Cargill spielt eine entscheidende Rolle in diesem Konflikt und überwindet die Barriere des Jenseits.

Ein klassisches SF-Abenteuer.

Die TERRA-Taschenbücher erscheinen vierwöchentlich und sind überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich.